



**BIBLIOTECA
CENTRALA A
UNIVERSITAȚII
DIN
BUCUREȘTI**

Nr Inv. 4502-752.B

Secțiunea IV.

Raftul F.

Ino. 74502
77992

Reiseskizzen

aus Rumänien.

Von

Dr. Hugo Ganz

(Wien).

109856



Berlin 1903

Druck und Verlag von H. S. Hermann.

Cota 74998
Inve.to. 109856

9453

RC 99/01

1956

B.C.U. Bucuresti



C109856

*Die nachfolgenden Skizzen sind das Ergebnis eines
Aufenthalts in Rumänien während des Jahres 1902.*

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
West und Ost	7
Bukarest	14
Die Bevölkerung	35
Politik und Presse	43
Bei dem Vertreter einer Grossmacht	54
Bei dem rumänischen Ministerpräsidenten Sturdza in Bukarest	61
Die Finanzen. Ein Gespräch mit einem hervorragenden rumänischen Finanzmann	78
Die Donaustädte Braila und Galatz	87
In der Moldau und Bukowina. Jassy und Czernowitz. Bei einem Wunder-Rabbi	102
Sinaia und die Königsfamilie	118
Die Judenfrage	129
Jüdische Wohlfahrtsbestrebungen	138
Die Rumänische Wirtschaft und deren Zukunft	147

West und Ost.

Brave Schulkinder werden oft nach den ersten Lektionen in der Erdkunde von einem sonderbaren Verlangen befallen. Sie wollen den Meridian ihrer Vaterstadt sehen. Sie laufen durch die Strassen, sie finden aber den merkwürdigen schwarzen Strich nicht. Der Globetrotter ist manchmal nicht klüger und nicht minder wissbegierig als das Schulkind. Er möchte auf Grad, Minute und Sekunde genau wissen, wo der Osten anfängt und der Westen aufhört. Falsche Geistreichelei kommt ihm gern zu Hilfe. Es gab eine Zeit, in der man das bekannte Wort von der St. Marxo-Linie in Wien zitierte, an welcher der Occident ein Ende habe und der Orient beginne. Seitdem ist die europäische Grenze ein wenig weiter nach Osten gerückt worden. Man rechnet schon Budapest mit zur Zivilisation und man kann schon recht weit gegen Stambul hin vordringen, bis endlich ein richtiger Lokalpatriot irgendwo sich zum Zugeständnis aufschwingt, dass seine Vaterstadt dem Osten angehöre. Die Zeitrechnung allein thut's bekanntlich nicht. In Itykany an der Grenze der Bukowina und in Predeal an der siebenbürgischen Grenze müssen wir jedesmal unserem Uhrzeiger einen Ruck um eine ganze Stunde geben. Die mitteleuropäische Zeit wird dort von der osteuropäischen verdrängt. Aber es sieht diesseits der Grenzpfähle nicht viel anders aus als jenseits. Der Spaziergänger, der nach manchen Passscherereien von der einen Seite der Barrière auf die andere gelangt

ist, macht sich zwar das Vergnügen zu konstatiren, dass drüben — auf der österreichischen oder ungarischen Seite — die Luft viel freier sei, als auf der rumänischen. Ob aber eine chemische Untersuchung des Stick- und Sauerstoffgemenges diese Behauptung bestätigen würde, darf wohl dahingestellt bleiben. Bäume, Steine und Sträucher scheinen sich um die Staatsgrenzen verzweifelt wenig zu kümmern, auch Luft und Wasser nicht. Giebt es Unterschiede, so müssen sie wohl anderwärts zu suchen sein.

In der That, wer nicht bloss reist, um Hotelbetten und Gasthauskost kennen zu lernen, muss sich bemühen, darüber klar zu werden, was er eigentlich zu sehen und wahrzunehmen beabsichtigt. Denn Sehen und Wahrnehmen sind Antworten auf Fragen, die der Geist sich zuvor stellt. Wer ohne Frage wandert, hat Gesichts-, Geruchs- und Gehörseindrücke, aber er nimmt nicht wahr. Die Frage, die sich der Europäer auf der Fahrt nach dem Orient zu stellen hat, ist die: was ist Ost? was ist West? Ist er sich über diese Begriffe klar geworden, so erwartet er auch nicht mehr, wie der Schulknabe den dicken schwarzen Strich, die genaue Grenzmarke zwischen Ost und West. Er weiss dann, dass der Osten sehr weit in den Westen hinein vordringt, und dass es westliche Oasen auch im Osten geben muss.

Lassen sich diese Begriffe aber auch a priori definiren? Muss man nicht schon eine Fülle von Erfahrungen gesammelt haben, um sie überhaupt fassen zu können? Ganz ohne Erfahrung wird man freilich zu einer klaren Vorstellung nicht gelangen; aber der aufmerksame Beobachter kommt doch rasch zu Unterscheidungen, die sich zu einem Urteil sammeln und verdichten. Ein Beispiel. Wir treten in einer östlichen Stadt in eines der palastähnlichen Häuser. Vestibül, Treppenhaus, alles in Marmor gekleidet. Elektrische Lichter hängen von den Plafonds herab. In London, im Haag, auf der

Wiener Ringstrasse kann ein herrschaftliches Haus nicht prunkvoller eingerichtet sein. Aber ein Blick durch ein Stiegenfenster macht uns stützen. Im Hofe steht plaudernd ein barfüssiges, ungekämmtes, verwahrlostes Frauenzimmer. Ich will keinem Kneippianer zu nahe treten und mir die blossen Füsse als hygienische Massregel gefallen lassen. Aber die zerrauften Haare unter dem schmutzigen Kopftuch, die schmierige Schürze, die nicht mehr luftdichte Bluse lassen sich entschieden nicht als hygienisch motivieren. Hier beginnt die Schlampererei. In irgend einem Vorstadthause wäre mir die abgerissene Dirnegewiss nicht aufgefallen. Hier, knapp an dem prunkvollen Vorderhause erscheint sie mir charakteristisch. Ausser mir macht aber niemand in diesem Hause diese Wahrnehmung. Der Hausmeister (Consierge) sieht sich nicht veranlasst die schmutzige Person in ihre Wohnung zurückzuschicken, damit sie sich erst ein wenig herrichte, bevor sie anderen Leuten sichtbar werde. Ihr Kostüm ist selbstverständlich. Sie ist ein Dienstmote, vielleicht die „Vize“, die Gehilfin der Hausmeisterin, die von ihr natürlich „gnädige Frau“ angesprochen wird, und die geht eben, wie sie geht. Die Forderung allgemeiner Reinlichkeit existiert nicht. Man ist elegant, wenn man zur Herrenklasse gehört oder gehören will; man braucht nicht einmal gewaschen zu sein, wenn man in seinem Kreise, der dienstbaren Welt, bleibt. Für die grobe Arbeit verwendet man auch kaum Angehörige der Kulturrassen. Das sind Slowakinnen, Zigeunerinnen oder Gott weiss was für Volk und die können es mit dem Leben halten, wie sie wollen; höchstens, wenn sie bei der Herrschaft aufwarten, müssen sie ein bischen netter erscheinen.

Ich weiss nicht, ob man mir recht geben wird, aber mir drängt sich bei dieser Erscheinung sofort das Gefühl auf: das ist Orient. Das absolute Sich-gehen-lassen, der Mangel an selbstverständlicher Ordnung und Rücksicht

auf den Nebenmenschen: das ist Orient. Es giebt auch im Westen Schmutz genug. Eine Manövertour durch den Westerwald wird für jeden Teilnehmer unvergesslich bleiben. Der Kuhstallgeruch ganzer Provinzen, die Flüsse von Mistjauche, die ganze Dörfer durchqueren, sind schwerlich Anordnungen einer obersten Behörde für Aesthetik und Hygiene. Aber wer behauptet auch, dass der Hunsrück, der Vogelsberg und andere schöne Gegenden unseres Vaterlandes grade Europa repräsentieren? „Der klassische Morast, in dem Varus stecken geblieben“, hat sich seit zwanzig Jahrhunderten schwerlich in irgend etwas verändert und unter dem Westen, unter Europa, verstehen wir doch die Länder, die unter der Einwirkung der fortschreitenden Zivilisation stehn. Es giebt auch Osten im Westen. Aber das dichte Nebeneinander von Luxus und Verwahrlosung, in Städten und Hauptstädten, in den elegantesten Quartieren, das ist im Westen undenkbar. Anderes. Zwischen zwei prachtvolle Häuser ist ein niedriger schmutziger Bau eingeklemmt; neben der dörflichen Thoreinfahrt lungern zerlumpte Gestalten, eine Brantweinspelunke sendet ihre widrigen Gerüche bis auf die Strasse. Das ist die Unausgeglichenheit des Ostens. Und auf den Teppichen, die eine Treppe des schönsten Hauses überspannen, Spuren — ich bitte um Verzeihung — menschlichen Speichels, das ist Orient

Nicht also, dass es im Osten an Prunk, an Reichtum, an gewählter Pracht fehlte. Auf den Glanz der Aussenseite legt man im Osten nicht weniger wert, als der Nigger auf die Schönheit seines Cylinderhutes. Aber es ist vorerst nur das Glänzende, was die Augen dieser Naturkinder fesselt. Für die unscheinbare solide Reinlichkeit, die freilich auch beständige Achtsamkeit voraussetzt, haben sie noch kein Verständnis und noch nicht — die Kraft. Denn es ist viel schwerer ein leidliches Anwesen, wie es ja auch der Mensch in seiner

Leibeshülle und in seiner Wohnung ist, in Stand zu halten, als es hie und da einmal glänzend herzurichten. Zu einer einmaligen Anspannung schwingt sich der Orientale zur Not einmal auf oder — noch lieber — er bezahlt Leute aus anderen Zonen, ihm etwas Schönes zu bauen, zu zimmern, zu schneiden. Es aber in Stand zu halten, jede Minute und jeden Augenblick unwillkürlich auf sich und seine Umgebung zu achten, Schmutz sich nicht anhäufen, Risse nicht entstehen zu lassen, dazu fehlt dem Orientalen die Erziehung, die Disziplin.

Nun ist das Wort gefallen. Die Disziplin ist es, die den Westen vom Osten unterscheidet. Wir Westler kennen das nicht, uns gehen zu lassen. Aus dem warmen Bette steigen wir in das kühle Morgenbad und reinigen uns von Kopf bis zu Fuss; ehe wir der abendlichen Müdigkeit nachgeben, unterziehen wir uns derselben Prozedur. Und so ist unser Leben von der ersten bis zur letzten Minute des Tages ein Kampf gegen den faulen Adam in uns, aus Respekt vor unserem Nebenmenschen und aus Respekt vor uns selber. Wir disziplinieren uns, wir lassen uns nichts durchgehen, wir halten auf Pünktlichkeit bei uns und anderen, wir dulden keine Willkür, und nichts empört uns mehr, als souveräne Willkür, die ja nichts ist, als herrenmässiges Sich gehen-lassen. Der Orient ist die Heimat aller Unordnung, Unpünktlichkeit, Unreinlichkeit und Ungesetzlichkeit. Wenn etwas Ost und West unterscheidet, so ist es die Kulturbeize, die uns Westler schon bis auf die Knochen durchdrungen hat, während der Orientale noch jenseits von Gut und Böse ein Leben als Naturwesen führt. Kultur nach dem Osten tragen ist also ein recht schweres Geschäft. Es heisst nicht Strassen und Eisenbahnen allein bauen, es heisst vor allem Menschen erziehen.

Ich will mich nicht der Kultursimpelei schuldig machen. Ich weiss recht wohl, dass einen manchmal unter abgezirkelten Kulturmenschlein ein wahrhaft sehn-

süchtiges Verlangen nach waldechtem Huronenthum überfallen kann, und dass auch die Sorge nicht ganz ungerechtfertigt ist, die alles durchdringende Beize der Regularität könne einmal den letzten Rest von Ursprünglichkeit und Kraft der Urinstinkte in uns zerstören. Anders wäre ja der Riesenerfolg einer Philosophie, die unumsehränktes willkürfrohes Herrentum jenseits von Gut und Böse predigt, grade in dem europäischen Centren nicht zu erklären. Aber ich wünsche doch jedem der kulturmüden Mitteleuropäer, dem die absolute Ordentlichkeit seiner Mitmenschen schon anfängt auf die Nerven zu gehen, eine kleine Reise nach dem Osten, wie die es war, nach deren glücklichem Ende ich daran gehe, meine Erinnerungen zu ordnen. In den Niederungen der Wallachei und den Tümpeln der Moldau kann man von der Kulturmüdigkeit schon kurirt werden. Es ist doch kein leerer Wahn, ein zweifelfreies Bett und einen Trunk Wasser zu finden, den man riskieren kann, ohne alle Bazillen des Typhus und der Dysenterie in den Leib zu kriegen. Es ist auch kein leerer Wahn für einen armen Teufel, der von seinem Erwerb leben muss, wenn er weiss, was er zu thun und zu lassen hat, ohne jedes Recht erst von der Willkür irgend einer übermenschlichen Amtsdrohne durch reichliches Händesalben erkaufen zu müssen. Wer in Berlin oder London zum Nietzscheaner geworden ist, kann in Jassy oder Dorokoi leicht wieder ein Schwärmer für Holland oder Altengland werden. Nichts ist veränderlicher als die Weltanschauung des Menschen.

England und Holland sind die Centren des Westens, und der Schöpfer des westlichen Kulturbegriffs ist das städtische Bürgertum. Dichtigkeit der Bevölkerung ist eine Hauptvoraussetzung seiner Entwicklung, daneben aber auch eine gewisse Gleichartigkeit des Standes. Wo Grossgrundbesitzer über halbversklavte Bauern herrschen, giebt es keine Kultur. Die ungeheure Arbeits-

leistung einer alles durchdringenden Nettigkeit, Reinlichkeit und Pünktlichkeit kann nur von freien, um ihrer selbst willen fleissigen, auch ohne Aufsicht tüchtigen Menschen zu Wege gebracht werden und ohne einen guten Prozentsatz unverwüstlicher Nördländer in der Bevölkerung scheint sie überhaupt nicht geleistet werden zu können. Die Propretät der Städte nimmt merklich ab, je weiter man sich von den Sitzen der rein germanischen Völker entfernt, lässt schon in Wien zu wünschen übrig und schwindet im Osten und Süden immer mehr. Auch das Klima ist nicht ohne Einfluss auf die Tüchtigkeit und den Ordnungssinn des Menschen, denn wo die Hitze schliesslich alle Lebensgeister lähmt, kann auch der Ordnungssinn nicht ungeschmälert bleiben. Aber ausschlaggebend ist das Klima allein doch nicht; das erkennt man am besten, wenn man die Zustände auf dem von den Engländern beherrschten Malta mit denen des benachbarten Sizilien vergleicht. Zivilisation ist kein Naturprodukt, sondern ein Gewächs, das des Anbaus und der Pflege bedarf. Ohne Selbstüberwindung wird kein Volk und keine Klasse dahin gelangen, der Annehmlichkeiten der Zivilisation teilhaftig zu werden. Wenn ich gleich zu Anfang die Eindrücke einer Studienreise durch das Land der Rumänen in einen Satz zusammen pressen soll, so müsste ich ihn also formuliren: In diesem Lande ist der Versuch gemacht worden, ohne Selbstüberwindung, ohne Erziehung von unten herauf den Westen nach dem Osten zu tragen, und er ist, wie es nicht anders zu erwarten war, misslungen. Eine dünne elegante Gesellschaftsschicht mit charmanten pariserischen Allüren ist wie ein gleissender Firnis über ein noch rohes, halb-wildes Volk gestrichen. Die lehmige Scholle blickt überall hindurch, die Arbeit muss von neuem begonnen und am anderen Ende angefasst werden, dann kann sie gelingen. Das schöne Land ist jede darauf verwendete Mühe wert.

Bukarest.

I.

Rumänien war ein Schmerzenskind Europas, enfant chéri et gâté; aus dieser Eigenschaft lassen sich viele seiner Unarten und Laster erklären. Verhättschelte Kinder entwickeln bemerkenswerten Scharfsinn in der Kunst der Ausbeutung schwacher Väter oder Onkel. Sie täuschen ihnen vor, was ihre Augen sehen mögen. Nur zur Pflichterfüllung schlechtweg können sie sich nicht entschliessen, weil ihr Denken nur auf Gunst und nicht auf innere Zufriedenheit gerichtet ist. Die ganze Psychologie des Parasitentums lässt sich an verzogenen Kindern studieren.

Rumänien hat dritthalb Milliarden europäischen Kapitals empfangen. Nicht aus purer Zärtlichkeit allerdings, denn die Goldonkel der Hochfinanz sind ja eben so thöricht, wie andere Väter und Verwandte und erhoffen sich reichlichen Dank — hohe Zinsen — von demjenigen, den sie mit Wohlthaten überhäufen; aber immerhin hat Rumänien Kapitalien erhalten, die in gar keinem Verhältnis stehen zu seiner kulturellen Leistungsfähigkeit. Der Anteil an der Staatsschuld beträgt per Kopf der Bevölkerung 239 Francs gegen 129 in Russland, 80 in Bulgarien u. s. w. Das verhättschelte Kind fühlt das Bedürfnis, dem guten Onkel für das viele Geld etwas zu bieten — Dankbarkeit ist die Hoffnung auf künftige Wohlthaten — natürlich nicht etwas Reelles, sondern etwas Glänzendes, mit dem sich „Staat machen“ lässt, und beschliesst für den Reisenden, der das Land

eines flüchtigen Besuchs würdigt, etwas zu leisten. Es werden staatliche Bauten aufgeführt, die der (noch nicht existierende) Baedeker mit einem Stern versehen kann. Die böse Fama, die in Rumänien besonders giftig ist, behauptet zwar, Budgetbewilligungen für grosse öffentliche Bauten erfreuten sich in der regierenden Klasse auch noch aus anderen Gründen grosser Beliebtheit — man ist doch nicht umsonst regierende Klasse — aber es unterliegt keinem Zweifel, dass die Prunkbauten in Bukarest doch auch ein wenig dem Zweck dienen, dem Fremden klar zu machen, dass Rumänien ein Staat ist, der sich sehen lassen kann. Das sind produktive Investitionen für das Prestige, das lange Zeit hindurch identisch ist mit dem Kredit. Wenn in der Calea victoriei ein Postgebäude steht, dessen Heizung und Beleuchtung allein einige Hunderttausende jährlich verschlingt, wenn ein Justizpalast existiert, dessen Herstellung einige 8 Millionen Francs gekostet hat, so darf der Fremde, wenn er thöricht genug dazu ist, mit einigem Selbstgefühl sich sagen, dass man ein wenig auch für ihn diese Monumentalbauten aufführte. Und unschlau war die Rechnung nicht. Nach der langen Reise durch das wallachische Tiefland, wo sich rechts und links verdächtig primitive Bauernhütten an das Schienengeleise herandrängen, wirkt die Stadt Bukarest immerhin wie eine respektable Erscheinung.

Es ist ja alles relativ im Leben und jeder Eindruck durch seinen Kontrast bedingt. Wir begrüssen die endlose Tiefebene mit Freuden, wenn uns der Eilzug ein paar Stunden zwischen Hügeln hindurch geführt hat, und haben einen Ausruf der Bewunderung für die erste Waldschlucht, wenn unser Auge sich müde gesehen hat an Getreidefeldern, Wiesen oder Sümpfen. Bukarest wird gut vorbereitet. Vom altertümlich interessanten, regsamen Kronstadt, steigt die Lokomotive pustend den Törnöspass hinan; Hochgebirg türmt sich vor uns

auf; ein schrecklich langer Tunnel, in dem wir fast erstickten, und wir sind auf der Höhe von Predeal angelangt. Zollrevision. Man hat uns gruseln gemacht vor den Chikanen, die uns da drohen. Seit dem Zollkrieg zwischen Oesterreich-Ungarn und Rumänien hat man es scharf auf die Reisenden, die vom Norden kommen. Unser Schlafwagenkondukteur aber beruhigt uns. In Rumänien herrscht das Gesetz gemildert durch den Backschisch. Ein Fünffrankenstück, dessen Uebermittlung der Kondukteur selbst übernimmt, enthebt uns der Mühe, unsere Koffer auch nur zu öffnen. Während wir in der Morgenfrühe auf dem langen Perron spazieren und die massige Wucht des Bucsecs bewundern, der mit seinen gleissenden Schneerinnen aus der Höhe von dritthalbtausend Metern heruntergrüsst, vollzieht sich im Innern des Waggons die Zeremonie der Gepäcksbesichtigung. Den rumänischen Staat haben wir nicht betrogen, aber die Kunst des Kofferpackens ist doch eine so koniplizierte, dass wir glücklich sind, die wohlgeordneten Wäschestücke nicht nach einer amtlichen Durchwühlung noch einmal schieben zu müssen. Ich habe noch mehrmals die rumänische Grenze passiert. Einmal kuriert von der deutschen Scheu, einem Beamten etwas in die Hand zu drücken, habe ich nirgend mehr Schwierigkeiten gehabt. Der Wunsch einer glücklichen Reise begleitete mich überall zum Dank für meine rasche Erlernung der Landessitten. Mein Gott das Leben ist teuer und die Gehalte sind niedrig. Und — es soll auch anderwärts vorkommen, dass Subalterne kitzliche Handflächen haben. Eine rumänische Spezialität ist das nicht. Ein recht rumänisches Zollstückchen muss ich aber doch erzählen. Ich habe es von einem der Landessprache kundigen Fremden. Er passiert irgendwo die Grenze. Durch einen Zufall berührt der Zollbeamte die Ueberrocktasche des Reisenden und findet eine beträchtliche Menge ge-

wickelten Krautes, so da Zigarre benannt. Also hinein in das Allerheiligste des Buréaus. Dort finden sich noch andere Opfer, ganz Fremde, deren Zigarrenvorrat konfisziert wird und die obendrein noch bluten müssen. Unser Freund wartet das Ende der Prozeduren ab, bis er als letzter mit dem Beamten allein im Bureau verbleibt. Darauf der übliche Händedruck, der sofort die Versicherung hervorrufft, dass man ja nur eine unangenehme Pflicht erfüllt habe. Nun kommt das Charakteristische. Der Beamte klagt, das er gar nicht wisse, was er mit den vielen konfiszierten Zigarren anfangen solle. Er dürfe sie ja selbst rauchen, aber wer bringe das zu Wege. Unser Freund versteht sofort und erklärt sich bereit, das lästige Material zu übernehmen. Man wird rasch handelseinig. Der Preis ist ein lächerlich niedriger, was schon eine Rolle spielt, da man in Rumänien, wo die Tabaksregie herrscht, unter einem halben Franken keine rauchbare Zigarre erhält. Im Coupé aber kann unser Freund grossmütig einem der Opfer — dessen eigene Zigarren offerieren. Der ist ganz überrascht, seine wohlvertraute Sorte wiederzufinden. Des Rätsels Lösung wird ihm aber vorenthalten. Man kann nie recht trauen. Erfolgreiche Schmuggler, die sich allzulaut ihrer List gerühmt hatten, sind unversehens im Bahnhof von Bukarest noch einmal untersucht worden. Irgend ein Coupégenosse hatte die Polizei verständigt und so seinen Anteil an der Beute erhalten. Eine Korruption zeitigt die andere. Die europäischen Zollstationen sollten Anstalten zur Förderung der allgemeinen Immoralität heissen.

* * *

Wir lassen fünf grade sein (damit ist nicht unser geopfertes Fünf-Frankenstück gemeint) und geniessen die Szenerie, die sich nun neben der Bahn entwickelt. Prächtige Tannenwälder ziehen sich von der Passhöhe hinab bis in die Ebene, die Prahova treibt ihre Wasser



258601

bald unter Brücken unter uns hindurch, bald über Steine neben uns. Nackte Bauernjungen plätschern in der Flut, wo sie vom Sonnenstrahl schon etwas durchwärmt ist, und Damen an den Coupéfenstern werden durch „eine unanständige Geberde“ (siehe „Faust“ I. Szene in der Hexenküche) begrüßt. Diese bauerliche Galanterie habe ich öfters Gelegenheit zu konstatieren. Auf einen schamhaften Jüngling, der rasch die Pose der medizeischen Venus improvisiert, kommt immer ein Dutzend, das demonstrativ das Gegenteil thut. Es ist die Unschuld vom Lande.

Am herrlichen Sinaia geht es rasch vorüber. Immer tiefer senkt sich das Tal, immer breiter wird das Bett der Prahova, immer sengender brennt die Sonne. Störche stolzieren gravitatisch neben den badenden Burschen herum. Die Ebene ist erreicht, endlos liegt sie vor uns, von Sonnenglut übergossen. Es ist merkwürdig, sie macht nicht ganz den Eindruck, den uns das ungarische Tiefland so lieb gewinnen liess. Glatt wie ein Brett, hier wie dort, ist die wohlthuende Monotonie des Grün und Gelb dort doch häufiger unterbrochen von dem glänzenden Weiss sauberer Bauernhäuser, während hier das graubraune Stroh der Dächer über den niederen Erdhütten an wüste Steppenbilder erinnert. Das Land ist kaum minder fruchtbar als jenseits der Karpathen, aber es ist minder gepflegt und wohlhabend. Der Bauer ist arm, das zeigt auch das elende Gespann zweier magerer Bauernpferde vor dem Leiterwagen, oder der langsam hinschreitenden Kühe, über denen der kümmerlich dreinschauende, ganz in Grau gekleidete wallachische Bauersmann träge die Peitsche schwingt. Die Erdhütten wirken beklemmend, beklemmender als die luftigen Lagerstätten der vielköpfigen Zigeunerfamilien, die allerorten auftauchen. Kein Lüftchen rührt sich. Etwas abseits vom Bahndamm, auf dessen einzigem Gleise wir dahinjagen, ist es

schon völlig menschenleer in dieser Zeit der Vorernte. Die Sonne brennt immer unerträglicher auf das Waggon-dach. Wir beginnen uns langsam aufzulösen und von den vierzig Litern Wasser, die der menschliche Körper enthält, rinnt ein beträchtlicher Teil durch alle Poren in die Schuhe. Aber noch ist eine längere Strecke zu überstehen. Ist wo eine Brücke zu passieren, so verlangsamt der Zug obendrein sein Tempo — der Zustand der rumänischen Finanzen gestattet nur die allernötigsten Reparaturen und so muss gelegentlich mit grösster Vorsicht gefahren werden — auf der Rückfahrt sehen wir die Reste eines kurz vorher entgleisten Personenzuges —, endlich gehts mit respektabler Geschwindigkeit der Hauptstadt zu. Wir sind am Bahnhof, wir hoffen aufzuatmen.

* * *

Unser Auge kommt allerdings auf seine Rechnung, nicht so unsere Haut. Zwar jagt der Kutscher, dem wir uns anvertraut haben, durch die Strassen, als ob der Teufel hinter ihm her wäre, und verschafft uns so einige Kühlung durch den Luftzug, aber die Sonne brennt uns unbarmherzig auf den Scheitel und so sind wir kaum imstande, die zahlreichen, in das Grün hübscher Gärten getauchten villenartigen Häuser zu bewundern, die wir auf unserer langen Fahrt erblicken. Verwundert nehmen wir die langen Stuhlreihen wahr, die vor den Kaffehäusern das Trottoir okkupieren und, je mehr nach dem Innern der Stadt, desto dichter besetzt sind von eleganten Herren und Offizieren in schmucken, legeren Uniformen. Man flaniert trotz der Sonnenglut, die, wie es scheint, für Bukarest nichts Aussergewöhnliches ist. Ein Boulevardbild. Allerdings ein orientalisches. Mitten durch die Herren, die nach der letzten Pariser Mode gekleidet sind, drängen sich barfüssig schmutzige Zigeunerinnen, die Blumen feilbieten; Ochsenengespanne ziehen durch die Strassen,

Bäuerinnen in buntgestickten Hemden und Schürzen schreiten vorüber und zwischendurch jagen in wahn-sinnigem Tempo schöngeschirrte Karossen. Die Kutscher haben eine merkwürdige Tracht. Sie tragen alle Schirm-mützen und lange Samtkaftans, die durch bunte Schärpen um den Leib zusammengehalten werden. Die meisten sind bartlos und von sonderbar fahler Gesichtsfarbe. Einer sieht dem andern zum Verwechseln ähnlich. Später erfahre ich die Ursache dieser auffälligen Erscheinung. Der Favoritkutscher in Rumänien ist — Eunuch!

Wir sind im Hotel, wohlgeborgen. Aber auf unseren Wunsch, ein kühles Zimmer zu erhalten, ist nur ein Achselzucken die Antwort. Kühle Zimmer gibt es in dieser Jahreszeit nicht. Immerhin werden wir auf der Nordseite untergebracht. Eine woltuende Waschung setzt uns in den Stand, zur Tafel hinabzugehen. Es ist die Dejeunerstunde. An einem langen Tische neben uns sitzen die Diplomaten. Das Gespräch wird deutsch und französisch geführt. Das Deutsche wiegt vor; die meisten Herren sind Vertreter Deutschlands und Oesterreich-Ungarns. Auch der kleine bewegliche Holländer mit dem auffallend klugen Gesicht spricht ein fast fehler-loses Deutsch. Es herrscht augenscheinlich gute Kamerad-schaft unter den Herren; es wird aber auch jedes poli-tische Wort vermieden. Man könnte glauben, harmlose Klubleute vor sich zu sehen.

Der Nachmittag wird einer Rundfahrt durch die Stadt gewidmet. Wieder nimmt uns einer der Eunuchen in sein sauberes Gefährte; der Portier, ein sprach-kundiger Széklar, hat ihn über Weg und Ziel informiert, und nun gehts in flottem Trabe durch die Hauptstrassen kreuz und quer. Das erste Bild ist ein freundliches. Kein Vergleich mit anderen Balkanstädten. Bukarest ist vor allem gut gepflastert, wenigstens in den inneren Quartieren. Eine elektrische, mehrere Pferdebahnen be-

gegen uns, gut besetzt mit wohlgekleideten Leuten. Die Auslagen und Schaufenster der Geschäfte sind annehmbar, nicht gerade grossstädtisch, aber auch nicht allzu schäbig. Man hat stets den Eindruck, in einer wohlhabenden Provinzstadt zu sein, vielleicht mehr noch in einer wohllebigen, als einer wohlhabenden. Denn ein Umstand fällt dem Fremden sofort auf: es wird wohl in keiner Stadt so viel herumkutschiert, wie in Bukarest. Alle fünfzig Schritte ein rasend schnell fahrender Fiaker mit dem Eunuchen auf dem erhöhten Bock. Gewiss, die Stadt ist sehr weitläufig gebaut, die Entfernungen sind grosse, das Strassenbahnnetz ist noch unvollständig, der Fahrpreis relativ niedrig, aber einen, zwei Franken kostet auch die kleinste Fahrt, und wir hatten doch gehört, es sei Notstand in Rumänien, Krise, Geschäftslosigkeit! Der solide Mitteleuropäer, der es für selbstverständlich hält, jede überflüssige Ausgabe zu vermeiden, gleichviel ob der Geschäftsgang ein guter oder ein schlechter ist, macht in Rumänien und insbesondere in Bukarest überhaupt sonderbare Erfahrungen. Jeder will gut leben, wenn es geht, aus eigenen Mitteln, wenn nicht, dann aus fremden. Irgend ein Glückswechsel hilft dann wohl dem unter die Räder Geratenen wieder in den Sattel oder in die Karosse. Vor allen Dingen: Sorgen darf man sich keine machen: man lebt ja nur einmal. Kutscher, los!

Will man dem Lande nicht unrecht thun, muss man allerdings eins bedenken. Bukarest ist nicht Rumänien. Bukarest ist das Vergnügen- und Geschäftszentrum der Wallachei und, seit der Vereinigung, auch der Moldau. Jassy ist zwar nicht minder genussüchtig, es ist aber entthront. In Bukarest residirt der König, in Bukarest verbringt der Bojar die Zeit, die er nicht in Paris oder auf seinem Gute oder in den Bädern tots schlägt. Der Bojar aber ist in Paris erzogen, von wo er alle die eleganten Laster mitbringt, ohne sich von der Enthalt-

samkeit und Arbeitsamkeit der Franzosen etwas anzuzeigen. Da der Bojar in seiner Hauptstadt tonangebend ist, lebt jedermann nach seinem Muster. Und der durchreisende Fremde, der nicht tiefer blicken will, darf sich dessen freuen. Verdankt er doch dieser Verschwendungssucht, dass sich Stadt und Bevölkerung von der günstigsten Seite präsentieren. Es giebt viel wohlhabendere Städte in Deutschland, in denen weniger Eleganz wahrzunehmen ist.

Ich halte mich nicht auf mit der Schilderung von Kirchen und Gebäuden. Ein Bild davon kann man doch nicht geben. Genug, zu sagen, dass die Kirchen in byzantinischen Stil gebaut, einige davon auch gut erhalten sind, dass die Stadt auf beiden Seiten der schmalen, schmutzigen Dimbovitza liegt, dass sie sich als richtige südliche Flachlandmetropole präsentiert. Diese Flachlandstädte haben ihr eigenes Gepräge. Für ihre Anlage scheint nichts massgebend gewesen zu sein, als das Bedürfnis gewisser Distrikte, doch irgendwo ein Zentrum zu besitzen, wo man einkaufen und den Ernteertrag verjubeln kann. Dieser Gründungscharakter behauptet sich, selbst wenn später von dem Gemeinwesen auch noch andere Funktionen übernommen werden. Es giebt nirgends soviel Etablissements zum Geldverjucken, als in diesen Zentren.

Nicht, als ob die „Kulturaufgaben“ dabei gänzlich vernachlässigt würden. Bukarest hat seine Universität, seine Akademie der Wissenschaften, hat auch sein „Athenäum“, in dem klassische Konzerte stattfinden und eben jetzt eine Kunstausstellung untergebracht ist, ferner die ständige Gemäldegalerie ihren Wohnsitz aufgeschlagen hat. Ich will nicht undankbar sein; ich habe in diesen Räumen eine angenehme halbe Stunde verbracht. Es war draussen furchtbar heiss und im „Athenäum“ ganz erträglich kühl. Für fünfzig Bani (Centimes) keine üble Gegengabe. Von dem Rest — der Ausstellung — schweige

ich. Man kann nicht von einer Balkanstadt ausser eleganten Konditoreien und sonstigen Anstalten für den angenehmen Zeitvertreib auch noch einen Louvre oder einen Palazzo Pitti verlangen. Auch hätte ein solches Luxus-Museum schwerlich ein ausreichendes Publikum in der „Freudenstadt“ Bukarest. Selbst in der „nationalen“ Ausstellung erfreuten wir uns einer Einsamkeit, die uns das zärtliche Tête à Tête mit den gemalten oder gemeisselten Schönheiten gestattet hätte, die sich wahrscheinlich gleichfalls der Hitze wegen auf die allernotwendigste Toilette beschränkten. Aber die Versuchung war nicht allzu gross. Bis auf den Toilettenmangel waren ihnen sonstige künstlerische Schönheiten nicht nachzurühen. Wir entschlossen uns also, die Kunststudien aufzugeben und in Bukarest zu suchen, was in Bukarest zu finden ist — „Natur“, nicht Kunst.

Bukarest.

II.

Wenn wir sagten, dass wir in Bukarest uns auf Naturstudien verlegen wollten, so darf das Wort natürlich nicht in zu engem Sinne genommen werden. Natur ist sehr wenig in Bukarest zu finden, und selbst das bisschen ist gemachte Natur, Anlage. Aber sind die Menschen und Völker nicht gleichfalls als Teile der Natur zu betrachten? Und hat man nicht die Pflicht, wenn man einem fremden Volke zum ersten Male begegnet, seine Lebensäusserungen mit der Objektivität des Naturforschers zu betrachten und zu begreifen? Bukarest wie es lebt, wie es arbeitet und sich vergnügt, war uns wichtiger, als eine noch so schöne Sammlung importierter Kunstdenkmäler.

Wir hatten das Glück, gleich am ersten Tag, eine eigentümliche Veranstaltung kennen zu lernen. Der „Mosch“, ein grosser Pfingstjahrmarkt, wurde feierlich eröffnet. Es wäre Sünde gewesen, diese Gelegenheit zu Sittenstudien zu verpassen. Unser Birjar — so heisst der Fiakerkutscher — bringt uns hinaus zur Barrière Moschiloe. Zahllose Equipagen und Mietfuhrwerke schlagen den gleichen Kurs ein. Der König wird zur Eröffnung erwartet. Ein ganzes Bataillon von Polizeisergeanten und Soldaten ist aufgeboten, die Strasse freizuhalten. Je näher wir dem Festplatz kommen, desto dichter stehen sie. Endlich ist die grosse Wiese erreicht. Ein wahrer Fahnenwald kündigt sie schon von ferne an. Das Blau und Rot der Flaggen gibt unter dem

dunklen Himmel ein schweres Kolorit. Nun biegen wir in die Hauptstrasse ein. Sie führt im Kreise um einen riesigen zeltartigen Bau, der eine Ausstellung enthält und zugleich als Empfangsraum für den König dient. Die wahre Ausstellung aber ist ringsum gelagert. Zunächst Jahrmarktsbuden der geringsten Art. Feuerfresser, Schwertschlinger produzieren sich, ein ohrenbetäubender Lärm wird von den Ausrüfern veranstaltet. Davor steht in zehnfacher Reihe das herbeigeströmte Volk, den König erwartend. Am dünnsten sind die eigentlichen Bukarester gesät, an ihrer mehr oder minder städtischen Tracht kenntlich. Die Hauptmasse stellen die Bauern. Sie tragen ihren ganzen Reichtum auf sich. Serbinnen mit Goldmünzen behängt, um den Hals und im Haar schwere Ketten tragend, wechseln ab mit rumänischen Bäuerinnen, deren Hemden durchwegs mit Rebenblättern und Trauben bestickt sind. Auch der Bauer trägt ein solches, und zwar reines, Hemd unter seiner schmutzigen Jacke. Alles raucht, Männer wie Weiber. Alle Sprachen schwirren durcheinander. Serbisch, bulgarisch, rumänisch und selbst das Ungarische der Changs-Magyaren, die mit ihren Ochsengespannen Holztruhen, Kübel und Gefässe aller Art mit Holzbrandarbeit hereingebracht haben. Rumänische Teppiche und Stickereien werden in den Buden feilgeboten und erhöhen die Buntheit des Bildes. Der Bragagiu ruft mit Stentorstimme seine „Braga“ aus, ein aus Hirse bereitetes, kühlendes Getränk, das aus messingbeschlagenem Holzkrüge geschänkt wird. Aber die Mehrzahl hält sich an geistigeren Stoff. Eine schwere Wolke von Schnapsdünsten kündigt des „Volkes wahren Himmel“ an. Da sitzen unter endlos tiefen Bretterbuden Bank an Bank Männer und Weiber und konsumieren jenen Zwetschenschnaps, der uns als Slivowitz nicht unbekannt ist. Der Genuss ist augenscheinlich schon in vorgerücktem Stadium. Szenen à la Teniers entwickeln sich. Die

Pfeifen brennen, man jauchzt und zwickt einander und treibt allerlei Kurzweil, der nicht für Mädchenpensionate bestimmt ist. Das Aufgebot der bewaffneten Macht wird immer verständlicher. Ein Umstand frappirt mich. Ich habe immer gehört, Rumänien sei ein antisemitisches Land. Hier sehe ich die städtisch, oder besser gesagt vorstädtisch gekleideten jüdischen Kleinbürger mit Kindern an der Hand oder auf dem Arm unbefangen durch das dickste Gewühl schreiten. Sie stehen mitten im Volke, am Strassenrand auf den König wartend. Niemand molestiert sie; ich höre kein Wort der Neckerei oder gar des Schimpfes. Im eigentlichen Volke also gibt es hier keinen aggressiven Judenhass. Wenn er existiert, muss er an anderer Stelle gesucht werden. Zu verwundern ist auch die Toleranz des Volkes nicht. In diesem Völkergemisch hier ist man die verschiedensten Typen gewöhnt und beachtet sie nicht. Wo Zigeuner, Armenier, Türken und Bulgaren mit ihren auffallenden Trachten gemächlich ihrem Erwerb nachgehen können, ist auch der Jude nichts schreckhaft Fremdes. Man beachtet ihn nicht — das Beste, das er sich wünschen kann.

Der König kommt noch immer nicht; immer toller wird der ohrenzerreissende Lärm; der Staub legt sich uns dick auf die Zunge. Eine tiefschwarze Wolke hält die Sonnenstrahlen auf, lässt uns aber die Schwüle doppelt drückend empfinden. Doch uns soll geholfen werden. Eine Staubsäule nähert sich mit unheimlicher Geschwindigkeit, und plötzlich sind wir in gelbgraue Dunkelheit gehüllt. Ein Fahnenmast fährt krachend vor unseren Pferden nieder, die hoch aufbäumen, aber von dem Birjar rasch gebändigt werden, und nun wird es auf einmal lebendig in der himmelhohen Staubwolke. Rote, blaue Tücher leuchten auf. Alles rennt durcheinander, Wagen rollen, Pferde schlagen aus, ein wahrer Hexensabbath bricht los. Wir können nur unsere aller-nächste Nähe betrachten; weiter dringt der Blick nicht

in diesem Wüstensturm. Schon wird uns bange um die Errettung aus diesem Labyrinth, da bricht der Regen los mit thalergrossen Tropfen und dann wie aus Kübeln gegossen. Im Nu ist der Staub verschwunden, aber unter den Füssen unserer Pferde verwandelt er sich nun in dicken Koth. Zurück nach der Stadt, Kutscher! Doch nein! So rasch wie sie gekommen, so rasch zieht auch die schwarze Wolke vorüber, erquickende Kühlung zurücklassend. Das Volk kriecht aus den Buden wieder hervor; die zehnfache Mauer um die Strasse ist rasch wieder gebildet, die Schwertschlucker beginnen ihre unheimlichen Künste von neuem, die Soldaten mit tiefenden Uniformen bilden wieder Spalier, das trunkene Volk lässt sich von einer Wetterlaune nichts anhaben. Und endlich erscheint auch im offenen Wagen zwar nicht der König, wohl aber die Kronprinzessin mit ihrem Töchterlein und dann der Kronprinz mit seinen Jungen, alle schlank, blond, beifällig begrüsst vom Volke und dann im Vestibul des Empfangszeltes von den Behörden. Wir ersparen uns den Anblick der Zeremonie und mischen uns noch einmal in das Gewimmel. Aber es wird schon entschieden zu ursprünglich. Und der Slivowitzduft benimmt uns den Atem. Noch ein anderes Parfüm mischt sich hinein: Zwiebel und Knoblauch, die hier die Volksnahrungsmittel zu sein scheinen. Die Mischung ist entsetzlich, für westliche Nasen einfach unerträglich. Und wie die Nasen, so müssen die Ohren leiden. Das Gezwieke der Drehorgeln, das Geschrei der Ausrufer, der Ausdruck der Lust ist dem Publikum entschieden nicht ausreichend. So trägt es selber das seinige bei. Herren und Damen mit Pfeifen, Papiertrompeten und anderen Musikinstrumenten bewaffnet, produzieren sich ebenso virtuos wie ausdauernd. Wir haben das Oktoberfest in München, Sedanstage auf allen möglichen Vogelwiesen überstanden, aber mit dem „Mosch“ kann sich nichts Europäisches messen. Zurück

in die Stadt, nun aber ernstlich, ins Bad, ins Bett, um dann im Schlafe zu genesen von dem tollen Spuk.

* * *

Aber wir haben uns zu früh gefreut. Unsere Müdigkeit ist zwar nach der langen Fahrt und den Strapazen des Nachmittags keine geringe, aber im Donner eines Wasserfalls oder eines Eisenbahntunnels zu schlafen, haben wir noch nicht gelernt. Und nur mit solchen Veranstaltungen zur Erzeugung ungeheurer Geräusche lässt sich eine Strasse im Zentrum von Bukarest vergleichen. Das Poltern und Rasseln der Karossen nimmt kein Ende. Der Asphalt scheint über einem Resonanzkasten zu liegen. Noch ist der eine Wagen nicht ausser Hörweite, und schon donnert der zweite heran. Die Kindertrompeten werden nach Mitternacht noch eben so standhaft bearbeitet, wie am Vorabend. Es wird zwei, drei Uhr in der Frühe. Der Wagenkorso hat noch nicht aufgehört, aber endlich — die Hochsommer-sonne schaut schon vom Horizont her über die Dächer — scheint auch in Bukarest die Nacht anbrechen zu wollen. Der Wagendonner pausiert. Ich kann bis hundert zählen, ehe ein neuer Fiaker sich aus der Ferne ankündigt. In der nächsten Pause werde ich einschlafen, denn länger leisten's die Nerven wirklich nicht mehr. Schon beginnen sich die Gedanken angenehm zu vereinen, irgend ein unmotiviertes Bild taucht zum Zeichen des beginnenden Traumes vor dem inneren Auge auf, da zerreißt ein heller Ruf die Stille des Morgens und damit den Faden meiner Traumgebilde. „Aaop!“ schaut es herauf zu meinen der Hitze wegen offenen Fenstern. „Aaop“, „Aaop“ und abermals „Aaop“. Ich muss sehen, was der Kerl in aller Frühe will. Ein Wasserträger ist's. Hol' ihn der Teufel! Bald löst ihn ein anderer Ruf ab, dessen Zweck und Ursache ich zu erforschen mir schenke. Dann wieder anderer. „Adeverl“, klingt es bald darauf, „Universal“, „Vointza Nationala“

Das Heer der Kamelots ist losgelassen und sucht seine Zeitungen an den Mann zu bringen. Die elektrische Tramway beginnt zu klingeln, die Birjars fangen wieder an zu rasen. Adieu, Bett, das unter diesen Umständen zum Marterbett geworden war! Das Schlafen in Rumänien muss offenbar auch erst erlernt werden. Für heute verzichte ich. Auf zum neuen Tagewerk. Vielleicht verschaffen wir uns doch durch Ausdauer und einige andere Behelfe für die nächste Nacht die nötige Bettschwere.

Meine schlaflosen Nächte gehen nun eigentlich ausser mir keinen Menschen etwas an. Ich habe aber auch nicht zum Zweck der Klage den Verlauf der ersten Bukarester Nacht hier geschildert. Wie man in Bukarest lebt bei Tag und Nacht, das wollte ich mit einiger Eindringlichkeit mitzuteilen suchen, und ich glaube, indem ich mich als Opfer dieser Lebensweise präsentiere, erreiche ich das Ziel am vollkommensten. Das ist das Bukarest der Krise, des Notstandes, den jeder Geschäftsinhaber im Munde führt, wenn man ihn nach dem Gange der Geschäfte befragt. „Gibt es denn kein Sparen bei Euch?“, setzt man das Verhör verwundert fort. — Gott behüte, ist die Antwort, wovon sollen wir denn leben? Ja, wenn die Bojaren nur wirklich im Lande ihr Geld verprassen möchten, wären wir ja glücklich, aber wir bekommen nur die Brosamen vom Tische. Die Hauptmahlzeit wird den Pariser Kokotten und Spielklubs serviert. Der rechte Bojar verkauft die Ernte auf dem Halm. Noch ehe das Geld in seiner Tasche warm geworden ist, trägt er es schon nach Paris oder Montecarlo. Was er nach Hause bringt, sind die schäbigen Reste, mit denen dann uns ein wenig geholfen wird, die aber andererseits auch ausreichen, um die Sitten hierzulande zu vergiften. Wie der Bojar, so lebt auch die Mittelklasse, der Advokat, der Beamte, und reicht's nicht mit den legitimen, so kommen halt die illegitimen

Einnahmen an die Reihe und schliesslich die Schulden. „Es gibt keinen anständigen Menschen, der keine Schulden hat,“ ist das lapidare Wort eines allerersten Politikers des Landes.

* * *

Den Nationallastern der Politik, des Hazardspiels und der Liebe wird in geschlossenen Räumen gehuldigt; ein Ort aber, der wohl auch einen beträchtlichen Teil des Nationalvermögens verschlingt, kann auch der Fremde besichtigen. Es ist die sogenannte „Chaussee“, nach dem russischen General Kisselew, Gouverneur der Moldau und der Walachei von 1831—1832, der sie anlegen liess, benannt. Eine Sehenswürdigkeit an sich wäre sie nicht, diese Chaussee. Hübsche Villen längs einer gutgepflegten Allee, die von der Stadtgrenze einige Kilometer weit bis in das freie Feld hineinreicht, würden den Fremden kaum zur Besichtigung anlocken, entwickelte sich unter diesen Bäumen nicht eine Spezialität des Bukarester Lebens, der Nachmittags- und Abendkorsos. Die Entstehung dieses Korsos ist begreiflich. Man will sich vor der Gluthitze der Stadt hinaus ins Freie retten, wo doch hie und da ein Lüftchen vom Felde her auch unter den Bäumen durchstreicht. Der sparsame, noch nicht akklimatisierte Ausländer und der Rumäne, der schon schlechterdings nicht mehr anders kann, verschafft sich diesen Genuss, indem er mit der Strassenbahn auf einer Seitenstrasse bis zur Mitte der Chaussee fährt, dann auf einer der Bänke oder in einem der Gasthäuser Platz nimmt, oder auch ein Stündchen promeniert. Der Rumäne, der die Ebbe seiner Kasse noch nicht spürt oder nicht eingestehen will, wirft sich aber in die Birja und fährt in rasendem Trab hinaus bis zur Grenze des fashionablen Teils der Chaussee, macht dann Kehrt, fährt ein Stück zurück, lässt die Pferde verschnaufen und mustert den Gegenstrom der Karossen, bis er sich diesem wieder anschliesst und wieder sich

begaffen lässt. Tout Bukarest wird hier allabendlich gemustert. Man kommt womöglich zweimal, einmal vor, einmal nach dem Souper. Ah, diese Juwelen und Toiletten! Meine Sachkenntnis reicht leider nicht aus, sie zu schildern. Ich weiss nur soviel, dass im Salon mich keine dieser Toiletten in Erstaunen setzen würde. Hier, auf der Strasse, unter freiem Himmel mutet der Prunk doch ein wenig orientalisches an. Wieder Paris in orientalischer Ausgabe. Eine Dame aus den ersten Kreisen hat uns darüber ein hübsches Geschichtchen erzählt. Ihre Schwester equipt sich zum Zweck einer Pariser Reise mit einem neuesten Pariser Modellhut aus. Sie kommt nach Paris, findet zu ihrem Erstaunen, dass nicht eine einzige Dame ein ähnliches Gebäude auf dem Kopf trägt, dass sie selbst aber den Gegenstand nicht ganz schmeichelhafter Aufmerksamkeit bildet. Sie eilt entrüstet zur Modistin, von der sie vor kaum einer Woche das Modell per Post erhalten hatte, und stellt sie zur Rede. Die Modistin aber hält gelassen allen Vorwürfen Stand und erwidert nur lächelnd: „Mais madame, c'est pour l'orient!“ — Pour l'orient! Das Wort ist mir oft genug in den Sinn gekommen, auch auf der Chaussee Kisselew, dieser Imitation des Bois de Boulogne pour l'orient. In den Schaufenstern der Bukarester Buchhändler Pariser Literatur pour l'orient. Die Sitten: Paris in orientalischer Auffassung.

Gleich Eines: wer bestreitet in dieser Krisen- und Notstandszeit die Kosten für die hier zur Schau gestellten Prachttoiletten? Sind das Kokotten, die hier mit ihren Galans spazieren fahren und aus Geschäftsgründen sich so herausputzen? Fragen wir unsern ortskundigen Begleiter.

„Oh nein,“ belehrte uns dieser, „es fehlt zwar auch dieses Genre nicht, die Mehrzahl aber besteht aus legitimen Frauen.“

„Und sind die Ehemänner auch in dieser Krisen-

zeit so splendid gegen ihre Gattinnen?“ fragte ich noch erstaunter.

Ein Lächeln spielt um seine Lippen. „Es müssen ja nicht die eigenen Ehegatten sein,“ sagte er. Das ist ein eigentümliches und für die Damen nicht ungünstiges System hier zu Lande. Der Ehemann, der für seine eigene Frau vielleicht ein sparsamer Hausvater sein mag, ist nichts weniger als knauserig als Verehrer der Gattin seines Freundes. Von dem Freunde wiederum lässt sich die gleiche Galanterie erwarten. So sind beide Frauen glänzend versorgt. Allerdings muss für den Posten Weib eine etwas höhere Ziffer in das — Schuldenkonto des Mannes eingestellt werden; dafür ist aber die chronique scandaleuse auch beständig mit Stoff versorgt.“

„Und übertreibt diese Chronik nicht ein wenig?“ frage ich skeptisch.

„Sicherlich,“ erwidert unser Freund. „Es giebt auch unter diesen Frauen hochachtbare, und nicht alle Bukarester Damen huldigen überhaupt dem Chaussee-Sport. Aber Eines steht doch fest: es giebt keine Stadt in Europa, wo die Begriffe von Ehe und Treue so bequem sind, wie in Bukarest. Die Galanterie ist hier geradezu ein Sport, dem die Ehe keineswegs ein Ziel setzt. Die Renaissancejünglinge des Westens, die so gern die absolute Freiheit des männlich-weiblichen Amusements wieder zu Ehren bringen möchten, könnten hier die Probe aufs Exempel machen und sehen, wie ein Land bei diesem System fährt. Wenn es hier so viele Bankrotteure giebt, die freie Liebe hat daran mindestens soviel Anteil, wie der Müssiggang und das Hazardspiel.“

* * *

Wer in Bukarest ein angenehmes Leben führen will, sollte also eigentlich Kutscher werden. Merkwürdigerweise wenden sich wenig wirkliche Rumänen diesem Metier zu. Magyaren, Siebenbürger Sachsen, Juden sind Rosselenker, aber nur zweiter Güte. Der

Birjar erster Güte, das ist der Russe, der Lipowener, wohl nach dem Kreise Lipowey im Gouvernement Kiew so benannt. Diese reinlichen geschickten Leute haben mich umsomehr interessiert, als ich hier zum ersten Mal Anhänger jener Sekte zu Gesicht bekam, die sich, wie schon früher erwähnt, zur höheren Ehre Gottes auf die radikalste Weise allen Versuchen des Fleisches entzieht. Die Lipowener sind Skopzen. In Russland duldet man sie nicht mehr, seitdem das Geheimnis ihres Kults ruchbar geworden ist, und so sind denn zahlreiche von ihnen nach Rumänien ausgewandert. Auch hier müssen sie ihre seltsamen Gebräuche in tiefstes Geheimnis hüllen. Kein Fremder kann einer ihrer Andachtsübungen beiwohnen. Aber es thut ihnen doch niemand etwas zu Leide, wenn auch sie niemanden ein Leid zufügen. Sie halten fest zusammen, haben gemeinsame Kassen, statten jedes neue Mitglied mit prachtvollen Pferden und Wagen aus und springen auch bei, wo irgend einem der Ihrigen ein Unglück zustösst. Ihr Leben ist das einfachste. Sie sind Vegetarier, ihr einziger Genuss ist Obst, Fruchteis und Thee. Früh heiraten sie, doch sobald sie zur Erhaltung des Stammes eins oder höchstens zwei Kinder in die Welt gesetzt haben, wird die grausame Operation vollzogen. Die Frau heisst von da an Schwester. Ich habe ihre Wohnungen aufgesucht — in Jassy bewohnen sie eine besondere Strasse — und die grosse Nettigkeit der blumengeschmückten Räume bewundert. Sie sind allesammt wohlhabend, was nicht Wunder nehmen kann bei ihrer privilegierten Stellung als Luxuskutscher und ihren geringen Bedürfnissen. Sie sind aber auch keineswegs moros und kopfhängerisch, sondern im Gegenteil immer vergnügt und gelassen. Man sagt, dass zwar nicht ihre Körperkraft, wohl aber ihr Mut Einbusse erleide. In späteren Jahren werden sie fett und fahl. Ihre noch unverheirateten Söhne sind aber meist hübsche Burschen. Ein Skopzen-

weib habe ich trotz aller Bemühungen nicht zu Gesicht bekommen. Wie wenig aber diese Asketen anderen Leuten ihre Weltanschauung aufdrängen wollen, ergibt sich aus folgender Thatsache. Der Lipowener spielt auch den postillon d'amour in Bukarest! Mehr noch. Es besteht eine Abmachung zwischen ihm und jenen Berufsschönheiten, die auf der „Chaussee“ eine Anknüpfung suchen. Der Birjar nimmt das Dämchen auf sein Risiko in den Wagen, saust mit ihr über den Korso, und nur wenn sich ein Kavalier findet, erhält er seine zwanzig Francs Fahrlohn. Andernfalls geht er leer aus. Es scheint aber, dass sein Risiko kein allzu grosses ist. Man kann den friedlichen Leuten nicht gram sein, aber dass auch sie einen nicht geringen Teil des Nationalvermögens aus dem Verkehr ziehen, ist keine Frage. Doch wird der Bojar ihn nicht vermissen wollen. Der Lipowener ist der eleganteste und diskreteste Kutscher der Welt. Selbst das Wiener „Zeugl“ muss sich verstecken vor seinem Gefährt, und der Bojar liebt das glänzende Auftreten. Die Kirche aber, die vielleicht geneigt wäre, gegen die Sekte vorzugehen, ist bei der religiösen Gleichgiltigkeit der einflussreicheren Rumänen gänzlich machtlos. Ich glaube auch nicht, dass jemand ein Recht hätte, Leute zu verfolgen, die in gewissem Sinne Philosophen genannt werden könnten, da sie wenigstens in einer Richtung sich dem Ideale der Wunschlosigkeit nähern.

Soll ich noch von den Elendquartieren Bukarests berichten? Nein. Nur eine Spezialität der Stadt will ich noch erwähnen. An jedem dritten, vierten Haus ein Zettel mit der Aufschrift: „de inchiriat“ — zu vermieten. Das sind die Spuren der Auswanderung. Rumänien heilt seine Blutarmut nach dem Grundsatz der modernen medizinischen Forschung: durch Aderlässe.

Die Bevölkerung.

Der Westeuropäer, der eine ungefähre Vorstellung von der Rassenmischung des Orients gewinnen will, kann seine Studien an einem bequemen Platze machen. Er braucht nur auf einem Landungssteg der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft oder auch des erstbesten Flusspropellers sich aufzupflanzen. Wenn das Schiff anlegt, kann er in drei Minuten mehr Rassen an sich vorüberfluten sehen, als in seiner westlichen Heimat in eben soviel Jahrzehnten.

Nicht als ob im Westen die Völker der Rasse nach so einheitlich wären, wie sich die Blut-Fanatiker schmeicheln. Sieht man vom skandinavischen Norden ab, so giebt es wohl überhaupt kein Fleckchen Erde, auf dem die Rassen sich nicht gemischt und gekreuzt und nicht Mischrassen gebildet hätten. Im Rheinthal kann man bei einiger Aufmerksamkeit noch recht wohl die Typen blonder Franken, brünetter Kelten und schwärzlicher Romanen von einander unterscheiden. Und in anderen Gegenden Deutschlands ist wiederum die slavisch germanische Vermischung unverkennbar. Aber die Einheitlichkeit der Kultur, des Staates und der Erziehung hat die Rassenmerkmale so stark verwischt, die Kreuzung der Rassen ist auch eine so intensive, dass die Differenzen kaum in höherem Masse zum Bewusstsein kommen als etwa die auch in derselben Rasse denkbaren individuellen Verschiedenheiten. Im Orient ist das ganz anders. Die Toleranz und Indolenz des Osmanen, der sich um den elenden Gjaur überhaupt nicht gekümmert, hat es jedem Volkssplitter gestattet, seine Sonderart rein zu wahren; von einer einheitlichen

Kultur gar kann schlechterdings keine Rede sein, so sind die Länder unter ehemaliger türkischer Oberherrschaft geradezu Musterkarten der verschiedensten ethnologischen Typen geworden.

Da ist zunächst der Türke selbst. In Rumänien hat er sich nur in spärlichen Ueberresten erhalten. Im Innern des Landes ist er ganz verschwunden, an der Peripherie begegnet man auch nur vereinzelt Exemplaren. Nur in den grösseren Städten an der Donau, in Braila, Galatz, Giurgiu trifft man sie noch zu Dutzenden und will man sie in ihren Quartieren finden, so muss man schon über die Donau hinüber ins bulgarische Gebiet, nach Rustschuk. Seitdem Bismarck gesagt hat, der Türke sei der einzige Gentleman des Orients, braucht man ja keinerlei Exkommunikation mehr zu befürchten, wenn man gesteht, dass von allen Volkstypen, die sich dort dem neugierigen Blicke darbieten, der türkische der erfreulichste ist. Ihre hohen muskulösen Gestalten, ihre peinliche leibliche Sauberkeit, ihr ruhiger Stolz in den freundlichen klugen Gesichtern unterscheiden sich aufs vorteilhafteste von all den verkümmerten, muskelschwachen oder schmierigen Erscheinungen, an denen der Orient so reich ist. Und eine Stimme herrscht nur über den Türken. Er ist wahrheitsliebend und hält sein Wort. Was das im Handel und Wandel bedeutet, das weiss nur der zu würdigen, der die Verlogenheit der übrigen Orientalen kennen gelernt hat. Es ist jammerschade, dass der Islam heute die Türken hindert, sich die Fortschritte der westlichen Völker anzueignen. Wäre das nicht der Fall, könnte man sich keine besseren Herren über den „Balkankehricht“ wünschen, als diesen stolzen, zeremoniösen Turanier. Ob er nun mit untergeschlagenen Beinen auf einem mitgebrachten Teppich im Dampfer hockt, oder in seinem nach der Strasse offenen Gewölbe mit dem Hobel hantiert, er ist

immer ein Bild schöner Gelassenheit und in seinen Manieren von vollendeter, etwas zeremoniöser Höflichkeit. Ich habe stets geglaubt, maskierte Edelleute vor mir zu sehen, wenn ich irgendwo auf Türken traf; selbst unter der Last schwerer Getreidesäcke schien mir der türkische „Hamal“ stattlicher und edler in der Bewegung, als jeder andere Lastträger. Wer bringt diesem prächtigen Volke die Erlösung von zerrüttender Serailwirtschaft?

Nächst dem Türken fällt in Rumänien am meisten der Magyare auf. Er gehört durchwegs der dienenden Klasse an. Kutscher, Ausläufer, auch die weiblichen Dienstboten sind vielfach magyarischen Stammes. Der Rumäne ist Bojar, Beamter oder Bauer. Für den Hausdienst eignet er sich nicht. So kommen denn alljährlich aus dem nahen Siebenbürgen zahllose Ungarn und Ungarinnen herüber, angelockt durch die relativ hohen Löhne, die in rumänischen Häusern gezahlt werden. Und ein solches Haus ist nicht sparsam in der Verwendung der Dienerschaft. Mag das mit der kaum geschwundenen Leibeigenschaft zusammenhängen oder gehört es überhaupt zum Aufwand, der in rumänischen Häusern getrieben wird, eine deutsche Hausfrau geriete in Verzweiflung, wenn sie ein solches Personal zu versorgen und zu verpflegen hätte, wie es in dem „besseren“ rumänischen Hause als selbstverständlich gilt. Da ist zunächst die Köchin, die nicht ohne den dazu gehörigen „Mann“ aufgenommen wird. Dieser Mann ist nicht etwa notwendig der Ehemann. Im Gegenteil Ehen dürften unter diesen Paaren selten sein. Aber er gehört zur Köchin und muss mit ihr versorgt werden; ein zweiter Mann dient dazu, die auf dem Markte eingekauften Waren nach Hause zu tragen. Frau Köchin hält es auch natürlich unter ihrer Würde, das gebrauchte Geschirr abzuwaschen. Dazu dient ein eigens aufgenommenes Abwaschmädchen. Ein erstes und zweites Stuben-

mädchen sind gleichfalls de rigueur, ausserdem ein Diener zum Aufwarten bei Tische, in Herrschaftshäusern natürlich noch Kutscher, Kammerdiener u. s. w. So splendid man aber in der Verwendung dieser Leute ist, so wenig denkt man doch an eine Fürsorge für sie. Ein interessanter Fall, der die Zustände in der Dienstbotenklasse gut beleuchtet, ist mir verbürgt. Ein Haus wollte ein übriges thun und statt der magyarischen Dienstboten Schweizerinnen verwenden. Der Lohn lockte, die Mädchen kamen. Aber am ersten Abend war der Konflikt schon da. Als die Mädchen ihre Schlafstätten aufsuchen wollten, fanden sie zu ihrem Schrecken, dass nur eine einzige Schlafkammer für männliches und weibliches Personal zusammen vorhanden war. Der Protest war zunächst nutzlos, denn es gab keinen anderen Raum. Mit Hilfe des Konsulats gelang es den braven Mädchen noch, sich von dem Dienstplatze freizumachen, aber verwundert war die Herrschaft höchlichst ob solcher Prüderie. Das Konsulat andererseits trug dafür Sorge, dass nicht wieder Schweizerinnen gezwungen waren, so unangenehme Entdeckungen zu machen. Es kommt keine Schweizerin mehr in ein rumänisches Haus. — Begreiflich daher, dass das Personal gleich gepaart seinen Dienst antritt. Die Magyarinnen, die diese Verhältnisse kennen, sorgen wohl dafür, dass ihnen nicht Fremde allzunah auf den Leib rücken.

Den Handel beherrschen Griechen, Armenier und Juden. Die ersteren den Gross-, die letzteren den Kleinhandel. An Pffigkeit und Gerissenheit kann es der Jude bekanntlich mit dem Griechen oder gar mit dem Armenier nicht aufnehmen. Gleichwohl werden beide um ihres christlichen Glaubensbekenntnisses willen von dem Rumänen dem Juden vorgezogen. Sie erhalten ohne Schwierigkeit das Bürgerrecht und spielen im öffentlichen Leben Rumäniens keine geringe Rolle. Unter dem Fürsten Cuza wurden Armenier und selbst

Zigeuner massenhaft in den Staatsbürgerverband aufgenommen. Von den Griechen, die ja lange genug die Herren des Landes waren — die Phanariotenherrschaft hat über ein Jahrhundert gedauert (1716—1821) — war das selbstverständlich. Ein grosser Teil des Adels stammt von ihnen. Es ist aber keine rein griechische Rasse, die sich uns in ihnen darbietet, vielmehr das byzantinische, stark mit slavischen Elementen versetzte Griechentum, an dem wir vergeblich die klassischen Züge „hoher Ahnherrn“ suchen. Für den Anthropologen ist es keine reizlose Aufgabe, diese Physiognomien zu studieren. Bei dem Griechen verschwindet oft genug der arische Typus vollständig, bei dem Armenier ist er überhaupt nicht vorhanden. Die armenische Sprache wird dem indogermanischen Stamme zugerechnet, die Rasse aber ist unzweifelhaft mit den semitischen näher verwandt, als mit den arischen, wenigstens nach der Bildung der Gesichtszüge zu urteilen. Freilich kann wiederum der unzweifelhaft arische Zigeuner denjenigen irre machen, der seine Vorstellungen von dem arischen Rassentypus aus Westeuropa schöpft. Der tiefbraune, dunkeläugige, katzenhafte Zigeuner könnte als diametraler Gegensatz zum blonden, hochwüchsigen Engländer oder Skandinaven gelten.

Einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung, insbesondere der Stadtbevölkerung machen die Juden aus. Ethnologisch bieten sie für den Kenner des osteuropäischen Judentums wenig Interessantes. Hier nur soviel, dass sie zum geringeren Teil und zwar nur in der Wallachei dem sephardischen Stamme der Spaniolen angehören, in ihrer Hauptmasse in der Moldau dem aschkenasischen, den deutschen Jargon sprechenden polnischen Juden. Sie dürften vorwiegend aus Galizien und Südrussland eingewandert sein, soweit sie nicht schon mit den Römern in die Kolonie eingewandert sind. Ursprünglich aber müssen sie in den oberfränkischen Gegenden des

Rheins gewohnt haben, denn ihr Jargon hat eine Menge oberfränkisch-allemanischer Formen konserviert.

Wie zwei Völker unterscheiden sich von einander Bojaren und Bauern, die eigentlichen Rumänen. Nach Tracht, Sprache, Sitte und Lebensweise. Der Bojar entstammt einer Mischung aller je im Lande herrschenden oder zu grossem Besitz gekommenen Familien. Er ist der Rasse nach undefinierbar, schlank, geschmeidig, nicht sonderlich muskulös, spricht lieber französisch als rumänisch. Er kann höchstens seinem noch grösseren Aufwande nach von Angehörigen der noch kaum vorhandenen Mittelklasse unterschieden werden, die ihm in allem und jedem nachstreben. In Ungarn lässt sich der Hochadel auch äusserlich an Statur und Physiognomie von der echt magyarischem Gentry unterscheiden. In Rumänien nicht. Es giebt auch keine scharfe Trennung zwischen eigentlichen Bojaren und anderen Vollbojaren. Die Unterscheidung ist nur eine historische, an den Familiennamen geknüpft. Die ganze Oberklasse von Bukarest, Jassy und anderen Städten könnte durch einen Riesengriff vom Pariser Boulevard nach dem Osten getragen sein. Am meisten aber hat mich die städtische Bevölkerung an diejenige ostitalienischer und sizilianischer Städte erinnert, wo ja auch das romanische Element wiederholt von fremden, phönizischen, sarazenischen, normannischen überschwemmt worden ist und seinen rein romanischen Charakter verloren hat. Rumänisch ist an dieser Klasse kaum mehr anderes, als die in den Schulen gelehrt, aber nicht im Hause gesprochene Nationalsprache.

Ganz anders der Bauer. Er ist der eigentliche Rumäne. In seinem Namen wird chauvinistische Nationalpolitik gemacht, er selbst aber hat wenig davon. Ich kenne nichts Ärmeres, Armseliges als diesen rumänischen Bauern. Höchstens der galizische lässt sich noch mit ihm vergleichen, wohl weil er unter der

gleichen engherzigen Adelswirtschaft lebt. Wer ein deutsches oder ungarisches Dorf gesehen hat, den stattlichen schwäbischen oder magyarischen Bauersmann nennt, wird geneigt sein, diesen Heloten selbst den Namen Bauer zu verweigern. Sie hausen in Erdlöchern, deren strohgedeckte Dächer nicht einmal Rauchfänge haben. Ihre Kleidung ist bis auf das schöne, von den Frauen gestickte Hemd ebenso primitiv, wie ihre Nahrung, die aus Zwiebeln, Knoblauch und der Mama-liga, einem aus Maismehl bereiteten Brei besteht. Es ist nicht möglich, in der Nähe dieser Bauern auszuhalten; der fürchterliche Knoblauchgeruch benimmt einem den Atem. Man kann nicht sagen, dass der Bauer faulenze. Während der Ernte habe ich ihn vom frühen Morgen bis in die späte Nacht arbeiten sehen. Aber die rationelle Behandlung des Bodens kennt er nicht. Das Unkraut wird nicht gejätet, man weiss nicht, wächst der Weizen im Unkraut oder das Unkraut im Weizen. Kommt man aus dem ungarischen Tiefland, wo die Getreidewogen wie feines Seidenhaar vom Winde gewellt werden, so glaubt man nicht, dass es dieselbe Pflanze sei, die da auf den rumänischen Feldern so struppig wächst. Bei richtiger Pflege könnte das fruchtbare Land eine Kornkammer Europas werden, aber das Raubbausystem der Pachtwirtschaft verhindert jede Pflege. Ich habe mit einem Bojaren von grosser Intelligenz, der zugleich einer der hervorragendsten Politiker des Landes ist, über die Frage der Bewirtschaftung gesprochen. Er giebt dem ungeheuer hohen landesüblichen Zins schuld an der Misere der Landwirtschaft. Achtzehn Prozent sind christliche Zinsen. (Den Wucher besorgt in Rumänien überhaupt der Christ, Armenier und Griechen in holdem Verein) der Landwirt kann nicht warten, bis sich die Preise heben, bei zweimonatlicher Lagerung seiner Frucht verliert er schon drei Procent. Es wird fast ohne Geld gearbeitet.

Mein Gewährsmann hat ein Gut von 10 000 Joch Grösse. Das giebt er seinen Bauern zur Bearbeitung, die ein Fünftel des Ertrages als Lohn behalten können, das Saatkorn muss der Gutsherr stellen. Er rechnet dafür 10 000 Francs Auslagen. Die Ernte bringt ihm dafür 100 000 Francs ein, sodass ihm 20 000 Francs 80 000 jährlich, eine gute Ernte vorausgesetzt, eintragen. Ich erlaubte mir die bescheidene Frage, warum er denn von dem Jahresertrag von 80 000 Francs nicht einen Teil kapitalisiere, sodass er nach einigen Jahren über die nötigen Mittel verfüge, Maschinen und Vieh zur vollen Ausnutzung seines Bodens anzuschaffen. „Das ist eine deutsche Frage“, erwiderte der Herr Graf seelenruhig, wenn man bei uns 80 000 Francs Einkommen hat, gibt man 100 000 aus! So hängt schliesslich Herr wie Knecht von der Gunst der Natur ab, die ja auch im Unkraut Korn gedeihen lässt. Es liesse sich das Vierfache aus diesem Lande ziehen, wenn das Volk erst dazu erzogen wäre. Aber diese Mühe nimmt sich niemand. Der Bauer wird als Vieh behandelt und betrachtet. Im Jahre 1897 gab es nur 3580 Dorfschulen, 60 Prozent der Kinder sehen nie in ihrem Leben ein Schulzimmer. Dafür aber soutiniert man in Siebenbürgen rumänische Schulen.

Es ist schade um dieses Volk. Der Schlag an und für sich ist kein übler, was man am besten an den Soldaten erkennen kann. Es sind durchwegs stramme Burschen von guter Haltung, denen man es anmerkt, dass der oberste Chef der Armee ein Deutscher ist. Auch an den Offizieren ist die deutsche Erzieherhand wahrnehmbar. Bei aller Eleganz sind sie doch soldatisch in ihrem Wesen. Auf das Dorf hinaus aber dringt der Einfluss des Landesvaters nicht. Er ist der Gefangene einer einzigen Klasse, die sich mit der Nation verwechselt, Worte des Nationalstolzes und des Patriotismus im Munde führt, dabei aber langsam und sicher das Land zu Grunde richtet.

Politik und Presse.

Verfassungen und Kleider werden am besten nach Mass angefertigt. Die Konfektionsware taugt nie viel. Ein späterer Historiker wird vielleicht noch einmal feststellen, dass es das Unglück der Balkanstaaten gewesen ist, kurz nach ihrer Befreiung vom Türkenjoch Verfassungen erhalten zu haben, die fertig aus der westlichen Konstitutionsfabrik bezogen wurden. Das unpassende Gewand täuschte eine Weile eine gewisse falsche Eleganz vor, dann aber behinderte es seinen Träger bei jedem Schritte und ward schliesslich doch rissig, noch ehe der Körper hineingewachsen war. Das gilt für Serbien und Bulgarien, es gilt in noch höherem Masse von Rumänien.

Für die Beteiligung eines Volkes an den Regierungsaufgaben ist eine gewisse wirtschaftliche und kulturelle Erziehung eine unentbehrliche Voraussetzung. Wenn ein Volk mit sechzig Prozent Analphabeten und Tagelöhnern politische Rechte hat, ist es unweigerlich verdammt, die Beute einiger wohlorganisirten Cliques zu werden. In Rumänien usurpieren diese Cliques den Namen von Parteien. Da diese Pseudoparteien ein wirkliches Programm nicht haben und lediglich darauf ausgehen, ihrem Stabe jeweilig die Annehmlichkeiten des Machtbesitzes zu sichern, sind sie gezwungen, Demagogie zu treiben und statt die wirklichen Interessen des Landes zu pflegen, allen jenen Instinkten zu schmeicheln, die sich als Mittel der Massenbewegung

bewährt haben. So sind am letzten Ende die wilden Instinkte die wahren Herren des Landes. Man könnte in Rumänien derzeit, selbst wenn man wollte, eine gedeihliche Politik nicht machen, weil die Gegenclique sofort die „öffentliche Meinung“, das sind jene Instinkte mobilisieren und den Kampf auf die Strasse tragen würde. So stark ist aber keine der Cliques, dass sie es wagen könnte, auch gegen die Strasse einmal ihren Willen durchzusetzen. Sind einmal ein paar Tropfen Bluts geflossen, so muss durch einen Kabinettswechsel der brüllende See sofort beruhigt werden. Nur Bauernblut darf fließen, das zählt nicht in der Politik.

Es giebt im Lande streng genommen nur zwei Cliques, von denen die eine allerdings in zwei Untercliques zerfällt. Mit anderen Worten, es giebt heute drei Parteiführer, die für ihren Anhang zu sorgen haben. An der Spitze der stärksten Clique, die auch am besten wirtschaftlich durch Bankgründungen organisiert ist, steht der gegenwärtige Ministerpräsident Dimitri Sturdza. Sie heisst sich die liberale, weil sie sich angeblich nur auf die öffentliche Meinung stützt. Die nächststarke wird durch Take Jonsescu geführt, einen ganz französisch gebildeten Advokaten von eleganten Allüren, glänzenden Sprecher und Lebemann, und heisst sich die konservative, weil sie angeblich überlegen staatsmännische Politik macht, ohne an die Volksinstinkte zu appellieren. Der Leiter der dritten, jungkonservativen ist Carp, der Schwager Dimitri Sturdzas, wie dieser in Deutschland gebildet und am meisten rein zivilisatorischen Erwägungen zugänglich. Er hat nur das Häuflein europäisch denkender Männer hinter sich und wird zur Regierung berufen, wenn es gilt, das aufgeregte Europa ein wenig über die rumänischen Zustände zu beruhigen. Ist das gelungen, so verschwindet er wieder in der Versenkung, denn über wirkliche Macht verfügt er noch weniger, als einer der anderen Parteihäuptlinge. Die

Macht in der äusseren Politik besitzt der König, die Macht der Stellenbesetzung der jeweilige Regierungschef, die Macht zu wirklichen Reformen niemand im Staate. Das Hindernis jeglicher Reform bildet die sogenannte öffentliche Meinung, an deren Verbildung jedermann arbeitet, solange er in der Opposition ist.

Die Seele dieser öffentlichen Meinung ist ein geradezu ungeheuerlicher Grössenwahn und nationaler Eigendünkel. Ergötzlich charakterisiert der Akademiker Jorga in der Epoca diesen allbeherrschenden Rumanismus mit den Worten: „Wir sind ein Volk ohnegleichen, bestimmt zu glänzen und zu siegen, zu herrschen, gleichviel wo und wann. Wir sind eine kleine Nation nur infolge unserer Bescheidenheit und Weisheit. Ohne diese Bescheidenheit, was wäre zu entfernt für den erobernden Schwung des grandiosen rumänischen Adlers? Wir stammen alle von den Römern und an niemandem ist diese Abstammung von der unvergleichlichen Mutter besser zu erkennen als an uns . . . Seit den fernsten Zeiten waren unsere Staaten schon organisiert fast wie die heutigen europäischen. Wir haben alle modernen Institutionen gefunden, noch ehe sonst jemand an sie dachte. Wir haben seit der Zeit des Miocea Woda ein stehendes Heer und ein perfektes demokratisches Regime . . . Die französische Revolution war nichts als eine blasse Nachahmung unserer Bauernrevolten. Goethe hat nichts gethan, als unseren Jenachi Vacaresco imitiert, ohne ihm auch nur nahezukommen, da ihm die Flügelweite fehlte, um sein Vorbild zu erreichen . . . Wie unsere Vergangenheit, so kann unsere Gegenwart uns mit Stolz erfüllen. Die rumänische Tapferkeit wird von jedermann bewundert; die Revolutionen von 1821 und 1848 haben uns wieder an die Spitze der Nationen gebracht, uns, die ihres Ursprungs würdigen Lateiner . . . Und berauscht von unserem Ruhme, sprechen wir uns allen überlegene Fähigkeiten zu und insbesondere die Eigenschaft, dass

wir Rumänen sind, eine so entscheidende Eigenschaft, dass wir ausgenommen sein dürfen von der Pflicht angestrenzter Arbeit, wie sie den gewöhnlichen Völkern obliegt. Das ist der „Rumanismus“ — wir fühlen uns fähig, die Planeten zu kolonisieren und die Augen auf sie gerichtet, marschieren wir heiter in den Abgrund der Ignoranz und des Ruins.“

Das Zitat beweist, dass es an bissigen Kritikern der landesüblichen Selbstüberhebung nicht fehlt — wenn es auf die witzige Selbsterkenntnis allein ankäme, wäre Rumänien wirklich das erste Land der Welt — aber es beweist auch, wie schwer es dem unbefangenen Ausländer wird, bei der Beurteilung rumänischer Zustände alle mildernden Umstände in Rechnung zu ziehen, auf die ein junges Staatswesen Anspruch machen darf. Wer auf ein nachsichtiges Urteil hofft, reize vor allem nicht durch wahnwitzige Selbstüberhebung.

Aus dieser von den Demagogen genährten Selbstüberhebung entstammen alle die Misèren der Politik. Der dakorumänische Tyrann ist ihre nächste Folge. Ein so grossartiges, herrliches Volk kann nicht dulden, dass ein Teil seiner Konnationalen unter fremdem Regime „schmache“. Da aber fast ein Drittel des rumänischen Volkes im ungarischen Staatsverbände lebt, muss das Aeusserste gethan werden, die Wohnstätten dieses Teils dem dakorumänischen Reiche anzugliedern. Die Kulturliga appelliert an die Opferwilligkeit selbst der rumänischen Frauen um Beisteuern zum Kriegsfonds gegen die „perfiden Magyaren“. Aus einem Lande, das seine eigenen Bauern aus Mangel an Mitteln ohne Unterricht lassen muss, werden alljährlich Steuern herausgepresst, um die Widerstandskraft der ausländischen Rumänen zu erhöhen. In Siebenbürgen arbeiten die rumänischen Banken am Auskauf der Sachsen und Magyaren. Sie bieten den Landwirten zu den billigsten Bedingungen Geld, aber beim Ausbleiben der ersten Schuldenrate

bringen sie das Gut unweigerlich unter den Hammer, wobei sie dann schon dafür sorgen, dass es in rumänische Hände kommt. Dafür ist Geld vorhanden und wehe dem, der es wagen würde, gegen diese nationale Opferwilligkeit Einspruch zu erheben. Rumänisches Nationalgefühl ist fast identisch mit flammendem Hass gegen die Magyaren, gegen welche auch die öffentliche Meinung des Auslandes auf die geschickteste Weise haranguirt wird. Der Rumäne beschuldigt den Magyaren des Chauvinismus — das ist die amüsanteste Leistung der internationalen Brunnenvergiftung, aber man kann zugeben, dass sie naivstem guten Glauben entstammt. Der Magyare, der mit Freude und Begeisterung seine Staatsbürgerrechte mit jedermann teilt, der den nationalen ungarischen Staat anerkennt und keine gesonderte Nationalpolitik im Staat treiben will, wird von dem engherzigsten, fremdenscheuesten, anmassendsten Volke Europas als Chauvinist gebrandmarkt und die Solidarität der antisemitischen öffentlichen Meinung thut das Ihrige, der gänzlich falschen Beschuldigung Gewicht zu verleihen. Es giebt nur einen einzigen Chauvinismus in Europa, das ist der rumänische. Der Deutsche, der dem Polen entgegentritt, will nichts als ihn zum ehrlichen deutschen Staatsbürger machen; der Czeche, der den Deutschen verfolgt, will assimilieren, um seine nationale Kraft zu erhöhen; der Magyare, der die obersten politischen Rechte an die Beherrschung der Staatssprache knüpft, will nichts als neue ungarische Staatsbürger gewinnen. Einzig der Rumäne hat die Doktrin: Rumänien — und womöglich das halbe Ungarn — den Rumänen unter Ausschluss aller Fremden, die nicht zur erhabenen, vor allen Völkern auserwählten rumänischen Nation gehören. Das ist so selbstverständlich und so naiv wie der Glaube an die direkte Abstammung vom Kaiser Trajan. Es giebt keine politische Massregel, die nicht immer vom Standpunkte aus erwogen würde,

ob auch das rumänische Element davon den gehörigen Nutzen ziehe. Bis zum Jahre 1900 war es nicht einmal möglich eine Aktiengesellschaft in Rumänien zu gründen, wenn nicht die Majorität des Verwaltungsrats aus Rumänen genommen, d. i. das ausländische Kapital rumänischer Manipulation überantwortet wurde. Man rühmt sich dieses Chauvinismus, er ist selbstverständlich für jeden Angehörigen der einzig wahren „grande nation“.

Nichts wäre ungerechter, als dem eigentlichen rumänischen Volke diese gradezu aufreizende Selbstüberhebung zuzuschreiben. Die grosse Masse des Volkes ist national indifferent, wie anderwärts, gastfreundlich, liebenswürdig, gutmütig und höflich. Die nationale Arroganz ist das Privilegium der Kaste der Politiker. Aber merkwürdig! Wie der Akademiker Jorga, so urteilen viele auch aus der Klasse der politisch Berechtigten und in der Unterhaltung unter vier Augen kann man gradezu seine Freude erleben an der Nüchternheit und Geistesklarheit dieser charmanten, gefälligen Leute, deren vollendet gute Manieren auch so bestechend sind. Man sollte glauben, wo so viel gesundes und klares Urteil, so viel Selbsterkenntnis zu finden ist, wäre die Abstellung der Missstände ein leichtes. Aber man täuscht sich. Mit dem Intellekt allein ist es nicht gethan. Die Kraft und Ausdauer, den Missbräuchen entgegenzutreten, fehlt und die besonnenen Elemente scheuen den Terrorismus der Exploiteure der öffentlichen Meinung. Es giebt da eine stets bereite Garde zur Vollstreckung des „nationalen“ Willens, die einheimische Studentenschaft. Auch sie macht Politik und selbstverständlich immer die nationalste. Der besser gestellte Rumäne spricht mit Verachtung von ihr, denn der Rumäne aus „guter“ Familie studiert nicht zu Hause, sondern im Auslande. Was zu Hause bleibt, das ist das geistige Proletariat, das zu allen Excessen leicht zu

haben ist und wäre es auch nur, damit der eine oder andere Streber bei dieser Gelegenheit eine Führerrolle ergattere und in einer für seine späteren Karriere förderlichen Weise die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich lenken könne. Das ist die Garde, die mit Steinen argumentiert und ihre Ansprachen an die Fensterscheiben richtet. Da sich jede Partei gelegentlich dieser Garde bedient, wird ihr Privileg der Vollstreckung des nationalen Willens von keiner angetastet; und so hat es jederzeit die Demagogie in der Hand, ernste politische Männer durch das Aufgebot des „Volkes“ zum Schweigen zu bringen.

Wer aber übt diese Demagogie? Zunächst die jeweilige Opposition. Es giebt aber auch ständige Führer der Massen, das sind die Zeitungen. Rumänien hat vollständige Pressfreiheit, eine Freiheit, die nur durch die Sorge um die redaktionellen Fensterscheiben eingeschränkt wird. Natürlich besitzen nur die hauptstädtischen Blätter irgend welchen Einfluss und unter diesen einen erheblichen nur die in rumänischer Sprache erscheinenden. Die französischen Blätter „Indépendance roumaine“ (gouvernemental) und la Roumaine (Fraktion Ionescu) sind sehr geschickt nach dem Muster des Pariser „Figaro“ gemacht, wirklich elegant geschrieben, aber dringen nicht ins Volk und sind wohl auch zumeist für das Ausland bestimmt, wo sie eine gute Meinung sowohl von der rumänischen Kultur, als auch von der Politik hervorrufen sollen. Aber sie zeugen nur vom Talent ihrer Redakteure, unter denen sich Polemiker ersten Ranges befinden, die man in der That mit Genuss liest. Beherrscher der öffentlichen Meinung sind die rumänischen Parteiblätter „Vointa Nationala“ („liberal“) Conservatorul, l'Epoca und der tapfere Adeverul (spr. Adew'rl = die Wahrheit) ein kühnes radikales Blatt, das früher sogar antidynastisch gewesen ist, jetzt aber sich darauf beschränkt nur freiheitliche Politik zu propagieren und in

der Herausforderung des beschränkten landesüblichen Nationalismus wirklich auf Kosten seiner Fensterscheiben hervorragendes leistet. Es wäre am ehesten mit der Aurore aus der Zeit Clemenceaus zu vergleichen. Die stärkste Verbreitung allerdings hat der farblose Universal, dessen Nachrichtendienst auch der beste ist.

Hinter den Zeitungen stehen aber natürlich wieder die Politiker und so können diese wohl mit Mephisto sagen: „Am Ende hängen wir doch ab von Kreaturen, die wir machten.“ Wer aber sind die Politiker, welches Vorrecht gestattet ihnen die Führung der öffentlichen Meinung? Wer einmal ein ungarisches Komitat besucht hat, durchschaut die Struktur auch der rumänischen Gesellschaft am ersten Tage. Zunächst sind es die „Familien“, die wirklichen Einfluss haben. In Rumänien ist wohl der Adel nominell aufgehoben, und mit Ausnahme der echten Fürstensöhne, die den Titel „Prinz“ führen, wird jedermann mit dem blossen „Herr“ angeredet. Da aber der grösste Grundbesitz noch in den Händen der Bojarenfamilien ist, spielen diese auch noch immer eine Hauptrolle im Lande. Nächst diesen kommen die Advokaten, die bei der Prozesssucht des Volkes und dem faktischen Ausschluss sowohl der Bauern als der Judenschaft von der Advokatur kein übles Einkommen haben. Dann alle die Tausende, die in Klubs und Kasinos thätig sind, Mittelschulprofessoren, Aerzte, die ausser dem landesüblichen Kartenspiel neben ihrem Beruf auch noch die Politik leidenschaftlich betreiben, und endlich die Berufspolitiker selbst, die Lager der Amtskandidaten, bis zum Diurnisten hinunter, die während der mageren Jahre der Opposition überhaupt nichts anderes zu thun haben, als Schulden zu machen und zu politisieren. Der Kaufmannsstand und die Industriellen, die nichtdiplomierten Leute des praktischen Lebens, allerorten das fortschrittlichste wie auch das besonnenste Element der Länder, sind als grösstenteils Fremde oder

Juden vom politischen Leben gänzlich ausgeschlossen, und so ist die Entscheidung über die innere Politik des Landes thatsächlich neben den wenigen Bojaren vor allem den Leuten „ohne Halm und Ar“, d. i. den Leuten ohne ernstliche praktische Interessen in die Hand gegeben. Die Lateinschule ist sozusagen der Durchgangskurs für den faktischen Erwerb der politischen Rechte, und da wie alle jungen Länder, auch Rumänien mit einer Ueberzahl von Gymnasien gesegnet ist und der Rumäne, ganz wie der Italiener oder Serbe, am liebsten Amtsdrohne wird, so liegt über dem Lande wie eine schwere Wolke das Gerinsel einer Klasse, die sich die staatserhaltende nennt, weil sie sich vom Staate erhalten lässt, die jede politische Massnahme nach dem Vorteil der Cliques kritisirt und, wie es scheint, sich nur deshalb in mehrere nach dem Parteinamen verschiedene, einander bekriegende Cliques geteilt hat, damit der Rest der städtischen Bevölkerung das Gezänk der Cliques in der That für ernsten Kampf um politische Ueberzeugungen nehme. Alles, was nationale Expansion heisst, d. i. die Chance auf Kreierung neuer Aemter schafft, findet bei dieser Klasse natürlich frenetischen Beifall; alles, was die Konkurrenz um jene paar tausend Positionen der privilegierten Clique verschärfen könnte, wird als Landesverrat aufs leidenschaftlichste bekämpft. Rumänien ist wohl das einzige Land Europas, in dem ein unbescholtener Fremder das Staatsbürgerrecht nicht durch die Erfüllung gesetzlich vorgeschriebener Bedingungen, sondern durch Ballotage der Kammermitglieder erhält. So furchtbar besorgt ist die Klasse, dass sie jederzeit den Zufluss fremder Intelligenzen abschneiden könne. Es fehlt an einer ausschlaggebenden Mittelklasse, die, wirtschaftlich selbständig und vom Staate unabhängig, an dem Kampf um die Aemter nicht interessiert, mit ihrem blossen Gewichte eine Politik des faktischen Nutzens, für Land und Staat erzwingen könnte; es fehlt

an einer Klasse, die auch für andres Verständnis hätte, als für Schlagworte, die den nationalen Stolz aufpeitschen oder dem Hass der Klubs gegeneinander Nahrung zuführen. Die ganze Misere des Landes kann aus dem einen Umstande ermessen werden, dass nach einem Kabinettswechsel die bis dahin gouvernementalen Zeitungen genau denselben Inhalt haben, wie vorher die bis dahin oppositionellen. Die Partei, die zur Macht kommt, tritt derjenigen, die sie verlässt, ihr ganzes bisheriges Programm ab, um deren bisheriges Programm zu übernehmen. In der Macht giebt es nur eine einzige Politik, die der Versorgung der Anhänger. Alles andre ist Spiegelfechtereie für die Unterhaltung der politisierenden Müssiggänger. Ernst ist nur der Appetit der Hyänen des Budgets.

Und die geehrten Herren Wähler? Die sind eine Fiktion. Die Regierung hätte es jederzeit in der Hand, die Opposition gänzlich in der Kammer mundtot zu machen. Sie brauchte ihr nur keine Mandate zu überlassen. Die bäuerlichen Wähler, deren Masse den Ausschlag giebt, werden von den Präfekten zur Wahlurne geführt und stimmen auf Befehl. Nicht ein einziges Mandat kann gegen den Willen der Regierung erlangt werden. Es ist nur deren weise Fürsorge für das Interesse der Klasse, der es zu verdanken ist, dass auch die Opposition Zutritt zu den Verwaltungskörpern erhält, damit dem naiven Publikum nicht das Schauspiel der politischen Klopffechtereie entzogen werde. Es ist auch eine gewisse Spitzbubenloyalität, die es mit sich bringt, dass man den Gegner nicht schlimmer behandelt, als man nach wenigen Monaten oder Jahren wieder von ihm behandelt zu werden wünscht. Das Stichwort zum Auftauchen und Verschwinden der Parteiregierungen giebt der König, der dem Scheine nach allmächtig ist, solange er eben — die beiden Cliques gewähren lässt, und deren gemeinsames Interesse nicht bedroht. Wehe

ihm, wenn er versuchen würde, sich in Widerspruch zu jener Klasse zu setzen, deren Gefangener er ist. Das sehr junge dynastische Gefühl des „Volkes“ würde sich eben so schnell in sein Gegenteil verwandeln, wie es schon in einer Unterhaltung unter vier Augen dem angeborenen Hass gegen den Fremden und dem Neide gegen den sparsamen Wirtschaftler auf dem Thron weicht. Ein Häuflein naiver Banditen beherrscht das Land und es ist gänzlich ausgeschlossen, dass diese doppelteilige Phalanx, dieses Verhau aus allen Kehrartarten des Balkans vom Zigeuner bis zum Griechen und Armenier, je auf dem Wege der besseren Einsicht zur Änderung seines Verhaltens gelangen könne. An Einsicht fehlt es diesen Politikern so wenig, wie es dem Taschendieb an dem Bewusstsein seiner Nichtsnutzigkeit fehlt; nur an Gewissen mangelt es, weil dieses vom Klasseninteresse gänzlich erstickt wird und weil in der Kaste der Berufspolitiker die Schreier und Streber stets über die wenigen Rechtschaffenen triumphieren.

Also gar keine Hoffnung auf eine Gesundung von innen heraus? O doch. Nur muss sich das System erst einmal selbst vollkommen ad absurdum geführt haben. Nach dem unausbleiblichen Bankrott, wenn man wieder ganz von vorn anfangen wird, kann und wird es besser werden. So lange Europa borgt, lässt sich der Schwindel weiterführen. Am Tage, da Europa die Augen aufgehen und es sich nicht mehr von den Schönfärbereien der Diplomatie und der haute finance über den wahren Zustand der rumänischen Angelegenheiten wegtäuschen lässt, ist der Bankrott da und mit ihm der Geburtstag des neuen Rumäniens. Bis dahin kann ein an Naturschätzen reiches, von einem begabten Volk bewohntes Land von einer einzigen Kaste im Sumpf der Unwissenheit erhalten und schamlos ausgeplündert werden.

Bei dem Vertreter einer Grossmacht.

Ein kleines Palais in der Nähe des königlichen Schlosses. Der Diener meldet mich der Exzellenz, die mich erwartet. Noch eine kurze Pause in dem stattlichen Salon, dessen rotverhangene Lüstres das Ende der Saison markieren, und ich stehe vor dem stattlichen Herrn, der nach kurzem prüfenden Blick mir die Hand reicht und mich sitzen heisst. Typus: in England erzogener süddeutscher Kavalier. Höflich bescheidenes, sicheres Wesen. Nicht wie bei den Herren der Diplomatie gegenüber unsereinem, halb Misstrauen, halb falsche Zuvorkommenheit. Wir sind sofort im sachlichen Gespräch. Hie und da nimmt der Diplomat das Glas vors Auge, um die Wirkung eines Wortes zu prüfen. Rumäniens Zuverlässigkeit als Bundesgenosse wird erörtert. Der Diplomat hält sie für vollkommen. Hier herrscht der König; die auswärtige Politik ist seine unbestrittene Domäne. Dass aber der Hohenzollernkönig zum Dreibunde hält, wäre an und für sich natürlich, wenn nicht schon ein Blick auf die Landkarte zeigen würde, dass auch ein Nicht-Hohenzoller keine andere Wahl hätte, als den Anschluss an den Westen. Ungarn und Rumänien sind die einzigen nicht slavischen Staaten in Massiv-Ost-Europa. Sie werden von der slavischen Hochflut verschlungen, sobald der Damm durchbricht, der vom Westen her zu ihnen herüber führt. Die einstige Begeisterung für Russland ist total verfliegen. Der Verlust Bessarabiens zum Dank für die Hilfe bei Plewna

ist noch nicht verschmerzt; die Wunde brennt um so mehr, je ängstlicher sie verschwiegen werden muss.

Ich kann meinen Zweifel an der Verlässlichkeit der Stimmungen nicht ganz unterdrücken. Die Unterscheidung zwischen offizieller und offiziöser Politik ist mir zu geläufig, als dass ich die Enunziationen verantwortlicher Politiker als einzige Quelle der Information über die wahre Gesinnung eines Landes betrachten würde. Und es ist schliesslich doch auf die Dauer nur die wahre Gesinnung eines Landes, die im Ernstfalle als verlässlicher Faktor in die Berechnung eingestellt werden kann. Für diese Gesinnung sind aber ganz andere Dinge massgebend, als die Formeln der Diplomaten. Ein Blick in die verbreiteteren Zeitungen sagt dem mit der Faktur der öffentlichen Meinung Vertrauten in dieser Hinsicht mehr als ein ganzes Staatshandbuch. Freilich muss man auch in den Zeitungen wohl zu unterscheiden wissen, was bezahlte Propaganda und was echter Ausdruck der in den Leserkreisen verbreiteten Stimmungen ist. Ich mache den Diplomaten darauf aufmerksam, dass die Sympathieen der Zeitungsleser durchaus nicht auf der Seite jener Parteien und Völker zu sein schienen, die in den Dreibundländern selbst als die verlässlichsten Stützen des Dreibundes betrachtet würden.

Die nun als Antwort folgende Distinktion macht dem psychologischen Scharfblick des sich so sehr harmlos gebenden Kavaliere alle Ehre. Er unterscheidet zwischen seriösen und spielerischen Stimmungen in der Volksseele. Die seriösen werden durch die Interessen bedingt, die spielerischen durch vage Hoffnungen und Gefühle der persönlichen Sympathie. Die Zeitungen selbst zunächst sind hier nur mit der grössten Vorsicht zu geniessen. Im politischen Kampf gilt jedes Mittel als erlaubt, und man kann sehr wohl in der Opposition dem Gouvernentalen das zum bitteren Vorwurf machen, was man als Gouvernentaler selbst gethan hat. Eigent-

liche Parteiprogramme giebt es nicht. Die faktische Haltung der massgebenden Faktoren ist durch die Verhältnisse diktiert; der jeweiligen Opposition bleibt zur Entschädigung für den Genuss der Macht das Privileg auf die Ausbeutung der Stimmungen, die in der Politik in Thatsachen nicht zum Ausdruck gelangen können. Das ist das eiserne Kapital der Opposition, das sie loyalerweise der Gegenpartei ungeschmälert zu erhalten hat, damit auch diese davon zehren könne, wenn sie wieder in die Opposition tritt. Der Opposition gehört die Totalität der nicht seriösen Stimmungen.

Die Unterscheidung lässt sich hier um so leichter machen, als von einer elementaren Gewalt der Volkstimmungen überhaupt nicht geredet werden kann, weil die Masse des Volkes sich um Politik garnicht kümmert. Es sind nur die zwei Lager mit ihrem ständigen Personal von Ministern und anderen Aspiranten auf die mehr oder minder hohen Staatsämter, die sich den Luxus — recht variabler — politischer Ansichten gestatten. Das Gros pariert unweigerlich dem Kommando der Präfektur, d. i. der Regierung, die es also ganz in der Hand hat, ob sie sich für eine Weile ersetzen lässt durch eine Majorität aus dem andern Lager oder noch weiter atmet im rosigen Licht. Da man aber von keiner Regierung erwarten kann, dass sie in normalen Zeiten auf die Annehmlichkeiten des Machtgenusses verzichte, so ist es der König, der hier einen leisen Druck ausübt und das Stichwort für das Erscheinen und Verschwinden, so der Ministerien, wie ihrer Majoritäten giebt. Bei dieser Wechselwirtschaft der Parteien ist der persönliche Einfluss des Königs auch in anderer Hinsicht so gross, dass man ohne die Furcht vor einer Korrektur durch die Thatsachen wohl sagen kann, die äussere Politik ist ausschliesslich die Politik des Königs.

Man kann aber noch mehr sagen. Gewiss ist die öffentliche Meinung, das ist das Häuflein der Zeitungen



lesenden Beamten, Advokaten, Ärzte und Kaufleuten anti-ungarisch gesinnt und hat starke Sympathieen für die federalistischen Parteien in Österreich, aber das sind eben die spielerischen Gefühle. Der Hass gegen Ungarn ist gross, richtiger Nachbarnhass, die um ein zwischen ihnen liegendes Grundstück streiten. Aber er ist nicht national und nicht durch kulturelle Gegensätze bedingt, so dass zahllose Ungarn und Siebenbürger ihr Brot in Rumänien finden können. Der Hass der Rumänen ist derselbe wie derjenige der Serben; der Hass der Hungrigen gegen den Satten, des Schlechtweggekommenen gegen den vom Schicksal Begünstigten. Die Magyaren haben nicht nur das Gros ihres Volkes fest beisammen, sie beherrschen auch jene Gebiete, in denen ihre Stammesangehörigen nur eine Minorität bilden, während die Nachbarvölker sich gefallen lassen müssen, dass Grenzgebiete, in denen ihre Stammesangehörigen die Majorität haben, dennoch dem Nachbarstaat als Besitz zu eigen sind. Das erregt Aspirationen, gegen welche keine politische Argumentation aufkommen kann, und so wird noch auf sehr lange hinaus der Magyarenhass das Grundkapital jeder Opposition in Rumänien bilden, wie jede Regierung sich hüten muss, demselben Rechnung zu tragen.

Der Magyarenhass erklärt die ganze scheinbar Dreibund-feindliche Haltung der unbeschränkten und unverantwortlichen öffentlichen Meinung. Der Instinkt argumentiert folgendermassen: im Dualismus der österreich-ungarischen Monarchie fällt der ungarische Faktor so sehr in die Wagschale, dass gegen den Willen Ungarns keine territoriale Angelegenheit innerhalb der ungarischen Interessensphäre geregelt werden kann. Eine Politik, die den rumänischen Aspirationen auf Siebenbürgen Rechnung trägt, muss also darauf ausgehen, die Parteien und Völker zu unterstützen, welche den Dualismus zerschlagen und die Macht der

Magyaren brechen wollen. Gelingt es den Czechen, Polen, Slovenen e tutti quanti Österreich ganz zu föederalisieren, so werden früher oder später auch die Magyaren gezwungen sein, ihren nicht magyarischen Volksstämmen nationale Autonomie zu gewähren (?), und ist es erst soweit, so kann keine Macht der Welt das Zusammenfließen der national zueinander Gehörigen verhindern. Der Föderalismus in Österreich hat nach dieser Ansicht auch den Föderalismus in Ungarn zur Folge, der Föderalismus in Ungarn wiederum die Losreissung Südostungarns von dem magyarischen Staate und schliesslich die Vereinigung der Befreiten mit dem rumänischen Mutterlande. Das sind die dakorumänischen Spielereien der politisierenden Klasse, die in Ermangelung einer ernstern Bethätigung die Phantasie auf der Landkarte spazieren gehen lässt. Dass ein Sieg der Czechen, Slovenen und Polen über die zentralistischen Deutschen in Österreich nur denkbar ist unter der Voraussetzung der völligen Niederwerfung des deutschen Elementes in Österreich und der Vernichtung des reichsdeutschen Einflusses in Europa, das bedenken die harmlosen Studenten und die Volkstribunen aus der Advokatenklasse nicht. Oder, wenn ihre politische Logik schliesslich auch stark genug ist, die Zusammenhänge zwischen dem mitteleuropäischen System und der Stärke des Deutschtums zu erkennen, so ist ihr Empfinden von der Sehnsucht nach der Befreiung der siebenbürgischen Brüder und dem Erwerb des schönen siebenbürgischen Landes doch so stark in Anspruch genommen, dass es die Gefahren eines vollständigen Sieges des Slaventums über das Germanentum gar nicht mehr beachtet und die bessarabische Lektion vergisst. Der Bauer der Tolstoischen Dorfgeschichte verfolgt den Nachbar, der ihm das Haus anzünden will, und versäumt darüber, den kaum glimmenden Brand zu löschen. So ist der Dakorumäne blind gegen das Unheil, dass ihm vom Osten

drohen würde, weil ihn der Hass gegen den Nachbarn im Westen vollständig verblendet. Aber man kann wohl fragen, ob die Phantasie so stimmungsvoll arbeiten würde, wenn sie sich nicht der vollständigen Bedeutungslosigkeit ihres Spiels bewusst wäre.

Die äussere Politik des Staates wird nun einmal nicht von den Demagogen und Agitatoren gemacht, sondern von den sehr nüchternen Männern, die der König persönlich erzogen hat, und von den Ministern, die als verantwortliche Staatsmänner selbst ein recht kurzes Gedächtnis haben für die Wünsche und Forderungen, die sie als Oppositionsführer ausgesprochen. Die Sympathieen für den Slaven als den Feind des Deutschen und Magyaren, die gesellschaftliche Bewunderung des Franzosen als des Lehrmeisters der landesüblichen Eleganz und Genussucht sind, wenn man das Wort im praktischen Sinne nimmt, unpolitische Empfindungen, die auf die politischen Entschliessungen keinen Einfluss haben. Es mag was immer in den Zeitungen stehen, der Deutsche mag noch so viele scheele Blicke vom richtigen Bojaren ernten, an der Thatsache, dass im Ernstfalle die rumänischen Bajonette mit den deutschen und österreich-ungarischen zusammen arbeiten werden, kann das alles nichts ändern.

Soweit mein diplomatischer Gewährsmann, der den Eindruck grosser Unbefangenheit machte, obgleich er von Amtswegen ja eine Politik zu vertreten hat, die ihm an den obigen Auffassungen gar nicht mehr erlaubt, Kritik zu üben. Was er mir sagte, war Eigenbau politischer Erkenntnis und nicht offiziöses Diktat. Wie weit diese Auffassungen aber in sich die Gewähr der Richtigkeit tragen und wie weit sie dem Bedürfnis entspringen, eine einmal gegebene politische Orientierung nachträglich zu rechtfertigen, mag hier ununtersucht bleiben. Bei Lebzeiten König Carols halten die gelegten Drähte sicher. Nur darf man nie vergessen, dass sie

an gesteckten Stangen und nicht an tief wurzelnden Bäumen befestigt sind und dass orientalisches Erdreich sehr locker ist. Wer ganz vorsichtig sein will, bleibe bei der Formel: der Rumäne zürnt dem Russen, als einem undankbaren Freund. Aber selbst die durch den Zorn eingeschränkte Freundschaft ist noch immer wärmer, als die künstliche Liebe zu den Nationen des Westens, Frankreich ausgenommen. Und voller Verlass ist auf keine der beiden Empfindungen. Im Ernstfalle gehört der Rumäne doch dem Meistbietenden.

Bei dem rumänischen Ministerpräsidenten Sturdza in Bukarest.

Wie bei allen offiziellen Persönlichkeiten wird das Gartenthor von einem Polizeisergeanten überwacht, der aber für einen halbwegs gekleideten Menschen kein Hindernis bedeutet. Wenige Schritte durch ein Vorgärtchen, der Kammerdiener öffnet das Hausthor und schon stehe ich in einem wohnlich eingerichteten Vestibül vor zwei älteren Herren von kleiner Statur, deren einer rasch auf mich zutritt. Es ist der Ministerpräsident, der mich zu so später — für uns Mitteleuropäer später — Stunde zu sich beschieden hat. Es ist neun Uhr Abends. Ueber den Gärten des Bojarenviertels liegt schon graue Dämmerung. In den Gemächern des Hauses Sturdza brennen die grossen Petroleumlampen.

Der Minister führt mich in seine Bibliothek, ein bei- läufig zehn Meter langes, kaum drei Meter breites Zimmer, dessen Wände bis zum Plafond hinauf mit schweren Schränken bekleidet und mit Büchern sozu- sagen tapeziert sind. Ein langer, langer schmaler Schreibtisch durchzieht das halbe Gemach; hinter ihm nimmt der Minister Platz, vor ihm ich. Der Schein einer mächtigen Schreibtischlampe beleuchtet ihn hell. Während ich ihm den Zweck meiner Reise auseinander- setze, ohne von ihm mit einer Silbe unterbrochen zu werden, kann ich seine Physiognomie studieren. Un- zweifelhaft ein ausdrucksvoller Kopf. Aus dem von kurzgestutztem weissen Vollbart umrahmten Gesichte

blitzt manchmal ein grossés, grünblaues Auge auf. Ueber dem linken Auge, das ein wenig entzündet zu sein scheint und gelegentlich mit dem Taschentuch getrocknet wird, hängt das Lid schwer herab. Wenig Mienenspiel, der Ausdruck forschend; die breite, nicht zu hohe, wulstige Stirn zeigt Klugheit und Verschlossenheit, der feste Mund ungewöhnliche Willenskraft. Der Minister lässt mich lang reden, wie ein Fechter, der sich der Offensive enthält, damit der andere um so eher sich eine Blösse gebe. Ich aber habe keine zu verbergen. Ich komme in das Land, um es kennen zu lernen. Ich will selber sehen und hören, bin von Fanatismen frei, suche eher zu begreifen als zu kritisieren, freue mich, schon so manchen günstigen Eindruck erhalten zu haben. Der Minister sieht, entweder bin ich wirklich der harmlose Reisende, als den ich mich gebe, oder ich verstehe wenigstens in meine Rolle zu bleiben. Nachdem ich meinen Zweck, eine neutrale Zone der Unterhaltung zu schaffen, erfüllt zu haben glaubte, schwieg ich, um endlich ihn zum Reden zu bringen.

Er begann mit einer bitteren Klage gegen die Presse. Er wirft ihr Oberflächlichkeit in Bezug auf Rumänien vor. Die ansässigen Korrespondenten kommen so schlecht weg, als ob sie allesamt aus Regierungs- oder Parteifonds gespeist würden. Ein Achselzucken bei der Nennung ihrer Namen sagt mir mehr als ein Steckbrief. Diese Erfahrung habe ich im Orient öfters gemacht. Ansässige Korrespondenten werden sehr wenig estimiert. Dann kamen die fliegenden Berichterstatter an die Reihe. Sturdza hat mehrere, insbesondere englische, Journalisten aufgefordert, doch ein wenig im Lande zu verweilen, bevor sie Reisebriefe zu senden wagten. Vergeblich. Rumänien wird nur „passiert“, es werden eins, zwei Züge überschlagen und dann gehts weiter, das einamal, weil aus der chronique scandaleuse der Obrenovics etwas von Belang zu melden ist, das

anderemal, weil in Bulgarien der Teufel los ist. Die Sensationssucht ist zu gross, man kümmert sich zu sehr um Begebenheiten und zu wenig um Zustände. Ich kann dem Minister die beruhigende Versicherung geben, dass ich so lang als möglich im Lande zu bleiben und viel weniger um Begebenheiten als um Zustände mich zu kümmern gedenke.

Aber die Exzellenz bleibt verstimmt, ist überhaupt in etwas gereizter Stimmung. Den Grund soll ich bald erfahren. In Europa ist man derzeit auf Rumänien nicht gut zu sprechen. Also auch umgekehrt in Rumänien nicht auf Europa. Die Lämmer haben wieder einmal das Wasser getrübt. Die Juden hetzen gegen Rumänien: das Wort: „Alliance israélite“ fällt. Die Organe der Alliance wollen den Kredit Rumäniens ruiniren. Sie üben eine Pression auf das Land aus, dass es den Artikel 7 seiner Verfassung abändere. Ich kann mein Erstaunen nicht unterdrücken, solche Worte aus dem Munde eines leitenden Staatsmannes zu hören. Die antisemitische Hetzpresse malt das Gespenst der Alliance an die Wand. Sonst hat ausser in einigen Handwerker- und Ackerbauschulen, noch niemand ihre Spur gesehen. Die Alliance ist ein Kinderschreck, wie das internationale Freimaurertum. Publizistische Organe der Alliance gibt es nicht. Eher kann man darauf rechnen, dass eine Aktion, die im entferntesten nur ein jüdisches Interesse verrät, das Gegenteil der gewollten Wirkung erzielt. Die Diplomatie der Dreibundmächte behandelt Rumänien mit Glacéhandschuhen. Es gibt nirgends eine Feindseligkeit gegen Rumänien, nicht einmal mehr in Ungarn. Der Minister räumt das ein und macht seinem ungarischen Kollegen Herrn v. Szell das Zugeständnis, dass er in der Tat dem Chauvinismus einen Damm entgegengesetzt scheine. Ich bin in der Lage, sehr vorurteilslose Aeusserungen ungarischer Staatsmänner über die Nationalitätenfrage anführen zu

können. In der Praxis hat Sturdza die Betätigung solcher Anschauungen zu lange vermisst. Ich wende ein, dass ein Staatsmann auch mit der öffentlichen Meinung in parlamentarischen Ländern auch mit seiner Partei zu rechnen habe. Davon will Sturdza nichts wissen. Die Partei ist für den Staatsmann ein Mittel, eine Armee. Die Marschorder gibt er. Der Staatsmann darf auch die Unpopularität nicht scheuen. Was er für richtig erkannt hat, muss er durchführen und die Partei muss parieren. Ich bezweifle, dass sich das allerorten bewerkstelligen lasse. Nicht überall liegen die Verhältnisse so, dass es die Regierung ganz in der Hand hat, wieviel Mandate sie der Opposition zugestehen will, wie in Rumänien.

Der Minister kehrt zu seinem Ausgangspunkt zurück. Man sucht den rumänischen Kredit zu erschüttern. Wer ist man? Es zirkuliren Broschüren im Auslande. Von wem rühren sie her? Von Take Jonsescu. Aha, also doch nicht ausländische Mache. Nein. Die Gegner Rumäniens haben es sehr leicht, wenn sie das Land schädigen wollen. Sie brauchen nur von der Publizistik der jeweiligen Opposition Gebrauch zu machen. Doch nicht der jeweiligen. Der Sünde des Vaterlandsverrats macht sich nur die konservative Opposition schuldig. Die Konservativen appellieren immerfort ans Ausland. Der Minister gibt eine bemerkenswerte Definition der beiden Parteien. Die Liberalen suchen im Einklang mit der öffentlichen Meinung zu regieren. Die Konservativen suchen die Anerkennung des Auslandes. Daher die merkwürdige Tatsache, dass die rumänischen Konservativen selbst die Sympathien der Liberalen im Auslande haben, während den Liberalen wenig ausländische Freundschaft zuteil wird. Und doch liegt nur ein Vorurteil dieser Stellungnahme zugrunde. Sturdza will nicht von seiner Person reden, obgleich doch er sich darauf berufen

könnte, dass er ganz deutsche Bildung genossen, in Bonn bei Böckh Staatswissenschaften, bei Dietz Romanistik, bei Jacob Bernays Philosophie gehört habe, bei allen Dreien als fleissiger Besucher der Privatissima und im freundschaftlichen persönlichsten Verkehr. Eine andere Tatsache führt er an. Er hat einen einzigen Sohn, der in Jena das Gymnasium absolviert hat und dann elf volle Jahre preussischer Offizier gewesen ist. Erst vor einem Jahre ist er in die Heimat zurückgekehrt. Und doch gilt er, Sturdza als Asiat, während andere Leute in den stereotypen Bezeichnungen des Leitartikels als „die Europäer“ figurieren, vermutlich deshalb, weil ihre Söhne ausser einigem Pariser Schloff von europäischer Kultur schlechterdings nichts an sich tragen. Das Haus Sturdza repräsentiert neben seinem Nationalrumänentum am ehesten den deutschen Geist im Lande.

Ich hätte den Versuch wagen können, festzustellen, was Sturdza unter dem deutschen Geiste verstehe. Ein Sechzig-Millionenvolk hat vielerlei Geister. Es gibt einen Geist der lex Heinze, einen Geist des Bauernbunds und auch einen Geist Bebel, um nur die Extreme zu nennen. Von dem, was Deutschland vor fast allen Ländern der Welt auszeichnet, dem Geiste der öffentlichen Redlichkeit, habe ich in Rumänien wenig verspürt. Desto mehr aber von jenen Geistern, die seit der Mitte der siebziger Jahre wieder lebhafter als je umgehen, denen der nationalen Engherzigkeit und Selbstüberhebung, denen der Adolph Wagner und Chamberlain. Ich würde den rumänischen Parteien andere Namen vorschlagen. Die „Konservativen“ würde ich am ehesten Nationalliberale nennen, die „Liberalen“ aber einfach Nationalisten. Denn mit diesen sind sie am meisten verwandt, deren Tendenzen sind die ihrigen. Nicht die Wohlfahrt des Landes streben sie an, sondern die eines bestimmten, nach Rasse, Klasse und Kon-

fession scharf umgrenzten Bestandteils der Bevölkerung mit eifersüchtiger, um jeden Rechtsbegriff unbekümmerter Ausschliessung, des andern. Doch war es nicht meine Aufgabe, zu polemisieren, sondern die, zu beobachten und zu lernen. Ich schwieg also zu dem Versuche, das System Sturdza als ein in seinem Wesen deutsches hinzustellen. Sturdza ist Nationalist und als Rumäne rumänischer Nationalist.

Die Konservativen erschüttern aus Parteibosheit den Kredit Rumäniens und die deutsche Presse benützt die oppositionellen Auslassungen, um Stimmung gegen Rumänien zu machen. Aber alle Feinde des Kabinetts werden sich verrechnen. Man glaubt Rumänien in die Enge zu treiben, indem man ihm erschwert, Anleihen beim Auslande zu machen. Gut. Rumänien wird überhaupt keine Anleihen machen. Sturdza wird zeigen, dass er ausländisches Geld nicht braucht. Er wird lediglich durch solide Gebahrung Jahr für Jahr Ueberschüsse ausweisen und hat sich nach dieser Richtung auch durch feierliche öffentliche Erklärungen schon gebunden. Es ist viel gesündigt worden; man hat zu viele Sinekuren geschaffen; es zehren zu viel Parasiten am Budgetkuchen. Sturdza hat durchgegriffen und den Beamtenstatus auf die Hälfte reduziert. Die Verwaltungsaufgaben leiden darunter nicht. Ich bin nur Ohr und frage nicht, warum man früher mit dem — zumeist geliehenen — Kapital so splendid gewirtschaftet hat. Es ist Verdienst genug, dass Sturdza endlich den Anfang macht, mit dem System der materiellen Versorgung der Parteigänger zu brechen. Darin liegt mehr Mut und Willenskraft als in weit pompöseren Aktionen. Rumänien will und muss sparen. Es hat im Jahre 1899 eine Missernte gehabt, die geradezu entsetzlich war, deren Folgen noch nicht verwunden sind. Es ist schlechterdings nichts gewachsen. Nicht einmal das Saatkorn. Die gesamte Bevölkerung musste sozusagen auf Staatskosten erhalten

werden, ein ganzes Jahr lang. Damals begann die Misère, die man jetzt als chronisches Uebel kennzeichnen will. Jeder Haushalt schränkte sich ein, auch der reichste. Man reduzierte die Dienerschaft, man sparte an allen Ecken. Darunter litten auch Gewerbe und Handel. Am meisten natürlich die Proletarier der Moldau, die schon in normalen Zeiten die denkbar niedrigste, kaum begreiflich niedrige Lebenshaltung haben, die in der Periode des Notstandes und der Teuerung natürlich fast dem Hungertode preisgegeben sind. Daraus schmiedet man nun Anklagen gegen die rumänische Regierung und macht sie womöglich auch noch für den Misswachs verantwortlich. Es sind ja auch Rumänen genug ausgewandert in diesen traurigen Jahren und Rumänen genug zugrunde gegangen. Warum spricht davon niemand?...

Ich kann doch nicht umhin, zu bemerken, dass im Auslande nicht aus Not der Juden der rumänischen Regierung ein Vorwurf gemacht werde, sondern aus ihrer Rechtslage. Aber das ist selbstverständlich der grösste Irrtum des Auslandes. In Rumänien kennt man keinen Fremdenhass. Es kann hier jeder ungestört seinem Glauben, seinen Sitten und Gebräuchen leben. Niemand wird geächtet, verfolgt oder auch nur belästigt. Nicht einmal der Zigeuner. Dass man den Israeliten die Bürgerrechte vorenthält? Das ist Notwehr, pure Notwehr. Vor fünfzig Jahren gab es in der Moldau 50 000 Juden. Heute gibt es mindestens eine Viertelmillion. Das drückt sich über die langen Grenzen aus Russland und Galizien herüber, nach Rumänien, wo das Leben doch leichter ist, das Klima milder, der Druck der Behörden geringer. Nein, sollte ein Staat diesen ständigen Zufluss resorbieren können? Und es ist doch ein ganz fremdes Element, das mit den Rumänen nicht mehr gemein hat als das Atmen, nicht einmal das Essen und Trinken. Rumänien will doch schliesslich das Land der Rumänen sein und nicht das einer unerschöpflichen

fremdartigen, proletarischen Einwanderung. Im Vorjahre sind die Zionisten gekommen und haben grosse Auswanderungen veranstaltet; singend und weinend, von den Rumänen angestaunt, sind die Leute ausgezogen, aber mäuschenstill sind sie zurückgekehrt. Man hat sie nirgends über die Grenze gelassen, weil sie gänzlich mittellos waren. Und was alle Welt zurückweist, das müssen die Rumänen in die Herrenklasse des Landes einlassen?

Ich erwähne, dass man im Auslande von besonderen Verfügungen rede, durch welche dem proletarisch-jüdischen Elemente der Erwerb jeder höheren Kultur unmöglich gemacht werde. Nichts ist ungerechter. Der rumänische Unterricht ist, die Hochschule mitinbegriffen, gänzlich kostenlos. Der Staat bringt dafür die grössten Opfer. Ist es da billig zu fordern, dass den Fremden die Schulen geöffnet, den eigenen Landeskindern aber gesperrt werden? Man kann doch den Fremden nur soviel Platz einräumen, als die Landeskinder übrig lassen, und noch sind die Israeliten weit weit über ihren Prozentsatz der Bevölkerung in den Schulen vertreten. Das Handwerksgesetz? Ein Gesetz der Reziprozität, in keiner Weise gegen die Juden gerichtet. Wie sollte das auch sein? Vor Jahren hat hier ein auländischer Jude, ein Bankdirektor Herr v. Frank, seine Tochter verheiratet; rumänische Fürstentöchter waren die Kranzeljungfern. Ein Parteigenosse, der Bankier Blank, ist Jude, Staatsbürger, ein Intimus der Intimsten. Aber um es dahin zu bringen, muss man doch zuvor gelernt haben, rumänisch zu denken und zu fühlen, rumänische Kultur angenommen haben, entschlossen sein, mit dem Volke zu leben und zu leiden. Aber die Juden sondern sich ab, bilden ein Volk für sich. Sie massenhaft rezipieren, hiesse einfach, eine Fremdherrschaft im Lande etablieren. Denn man müsse doch auch bedenken, dass die bäuerliche Masse der

Rumänen noch auf sehr tiefem Niveau stehe und in gar keiner Hinsicht den wirtschaftlichen und politischen Kampf mit der jüdischen Rasse aufnehmen könne. Rumäniens Zukunft bestehe im strengen Nationalismus: denn wenn Rumänien beispielsweise bulgarische Bevölkerung hätte, wäre es längst im slavischen Meere verschwunden.

Ich frage, ob es irgend ein striktes Gesetz gebe, nach dessen Erfüllung der Fremde die Staatsbürgerschaft erhalten könne. Die Frage ist dem Minister sichtlich unangenehm. In ihr habe ich mich als der rechte Occidentale entpuppt, der strenge, verpflichtende Gesetze für den Fordernden wie für den Gewährenden verlangt. Nein, die Aufnahme in den Staatsbürgerverband erfolgt durch Ballotage in der Kammer, und zwar recht langsam, da das eine langwierige Prozedur ist, Mehr als zehn bis zwölf Naturalisierungen werden in keiner Sitzung vorgenommen. Dazu ist das Geschäft zu wenig amüsant.

Der Minister kommt auf die Ungerechtigkeit zurück, die darin liege, dass die ausländische Presse sich zum Echo der Klagen einer einzigen Bevölkerungsschicht mache und durch tendenziöse Herabsetzung des Landes gewissermassen Rache übe für die Leiden von „Glaubensgenossen“, an denen doch Land und Regierung ganz unschuldig seien. Ich sehe, dass es vergeblich ist, den Minister von dem Wahnglauben an eine jüdische Presse und eine jüdische Verschwörung zu befreien, ich folge ihm auf das Gebiet der positiven Darstellung. Ja, ist dieses Land denn wirklich noch Halbasien? Was ist hier alles geschehen seit dem Regierungsantritt des Königs an Eisenbahn- und Wegbauten, an Schul- und Vereinsgründungen, an Hebung der materiellen und geistigen Kultur! Man darf an Rumänien, das fast noch den schweren Fuss des Türken im Nacken fühle, nicht den englischen oder deutschen Massstab anlegen: aber ist Bukarest

wirklich, was man eine Balkanstadt nennt? Ich muss den Hafen von Constanza besichtigen, ich muss das flache Land, muss die Handelsemporien im Norden besuchen; dann werde ich eine Vorstellung erhalten von den Ressourcen des Landes, das man als kreditunwürdig hinstellen wolle, ein Land, das nicht eine einzige nicht-amortisable Anleihe habe, darunter die ersten noch zu achtzehn Prozent, ein Land, das nie einen Kreuzer schuldig geblieben ist, pünktlich seinen Kupon bezahlt und weiter bezahlen werde. Ich muss auch die Geschichte genauer studieren, um zu verstehen, mit welchen Reminiscenzen hier die Politik zu kämpfen habe, der Minister wird mir reichlich Material zur Verfügung stellen (wenige Tage später hat mir ein Diener einen ganzen Pack statistischer und historischer Werke ins Hotel gebracht) und dann sei gar kein Zweifel, dass ich mich freimachen werde von jedem Westler-Vorurteil, das ich vielleicht mitgebracht habe. Rumänien brauche vom Ausland Geduld und Vertrauen, und er sei überzeugt, dass ich am Schlusse meiner Reise nicht werde leugnen können, dass es auch beides verdiene.

Es war fast Mitternacht geworden. Der Diener hatte zweimal Tassen schwachen Tees hereingebracht, die der Minister schlürft. Ich grade vom Abendessen gekommen, hatte die Einladung zu einer Tasse abgelehnt, was den Minister veranlasst haben mag, aus seiner Studienzeit eine Reminiscenz anzubringen. Jacob Bernays hatte die Gepflogenheit, seinen Schülern bei dem Privatissimum Tee und Gebäck zu verabreichen, die aber recht schlecht waren. Sturdza bat sich einmal die Ehre aus, dass der Professor nun auch einmal seinen Tee genieße. Aber Bernays lehnte ab unter Berufung auf sein orthodoxes Judentum. Und als zwanzig Jahre später Sturdza wieder einmal Bonn besuchte und den alten Professor, der sich sehr über das Wiedersehen freute, im Namen der Fürstin von Wien ins Schloss lud, erwiderte

Bernays: Ja, haben Sie denn vergessen, dass ich in nichtjüdischen Häusern nichts geniessen kann? . . Sind die Juden nicht selber Chauvinisten? schloss der Minister diese Erzählung in seltsamer Anwendung des Wortes Chauvinismus. Ich versicherte ihn, dass nach meiner Kenntnis dieser Chauvinismus in rasend raschem Schwinden begriffen sei, selbst in Bukarest, wie ich an einem Sabbath wahrgenommen hatte. Dann noch ein Händedruck, der Minister geleitet mich zur Thüre, der Kammerdiener zur zweiten, am Gartentor salutiert der Konstabler, der sich in Anbetracht der vorgerückten Nachtzeit schon verdoppelt hat, und mein biederer sächsischer Kutscher fährt mich in scharfem Trabe durch das stille Bojarenviertel. Während der Südwind mich lind umweht und der Halbmond durch das dichte Blattwerk der Bäume scharfe Schatten auf das Pflaster wirft, habe ich Zeit, das Nachgefühl eines so langen Beisammenseins zu kosten. Eine starke Persönlichkeit, das ist der Totaleindruck. Ob auch eine redliche, das wird zu untersuchen sein.

Wer den Darlegungen des Ministerpräsidenten Sturdza scharf gefolgt ist, wird zwei Tendenzen in denselben erkannt haben. Es kam dem Staatsmann darauf an, dem ihn besuchenden Publizisten zu beweisen, dass Rumänien und insbesondere das Regime Sturdza jeden materiellen Kredit verdienen, und dass Rumänien wie das Regime Sturdza bei allem „Chauvinismus“ frei seien von Intoleranz, Fremdenfeindlichkeit und Illoyalität in der Behandlung der „Fremd-Einheimischen“. Beide Beweise verfolgten am letzten Ende denselben Zweck. Die vom Auslande wiederholten Anklagen der konservativen Opposition gegen das Budget erschüttern den Kredit des Landes, und die Schilderungen der im Lande geübten Ausrottungspolitik gegen die Juden stimmen das Ausland, welches auch für die Juden Gerechtigkeit verlangt. Es müssen also die Kritiken

des Standes der Finanzen widerlegt und die Schilderungen des Judenelends als Verleumdungen zurückgewiesen werden. Da sich das Elend aber nicht verbergen lässt, so muss man es auf Elementarkatastrophen zurückführen, die mit der Politik nichts zu thun haben.

Der erste Widerspruch zwischen den Versicherungen Sturdzas und seinen Darlegungen ergibt sich aus dieser Konstatierung seiner Tendenzen schon von selbst. Sturdza versichert, dass er auf viele Jahre hinaus ausländischen Geldes nicht bedürfe; sein ganzes Bestreben geht aber dahin, die Abneigung des verstimmtten Auslandes gegen weitere rumänische Anleihen zu überwinden. Rumänien muss bis zum 1. Dezember 1904 für fällige Schatzbonds im Betrage von 175 Mill. Francs Geld beschaffen und kann dies schlechterdings nicht ohne die Hilfe des Auslandes. Von dem Erfolge seiner Bemühungen, dieses Geld aufzutreiben, hängt die Existenz des Kabinetts ab, und diesen Erfolg zu sichern, giebt es wohl kein besseres Mittel, als die Leugnung jeder Sorge und jedes Bedürfnisses. Das Ausland soll sich zum Geschäfte drängen, nicht dazu erst bewogen werden. Herr Sturdza that die Frage nach der Konvertierung der Schatzbonds mit der leicht hingeworfenen Bemerkung ab, dass sich diese ohne alle Schwierigkeiten vollziehen werde. Es unterliegt aber gar keinem Zweifel, dass gerade diese Schatzbonds ihm die schwersten Sorgen bereiten und dass nur um ihretwillen die Presse des Auslandes derzeit mit offiziösen Darlegungen der glänzenden Zukunft Rumäniens und scharf gehaltenen Antikritiken der pessimistischen Kritik des rumänischen Finanzstandes überschwemmt werden.

Einen weiteren Widerspruch in sich enthält die Behauptung des Ministerpräsidenten, dass die Organe der Alliance israélite den erbitterten Kampf gegen den Kredit Rumäniens führen. Warum gerade diese?

Wenn Rumänien wirklich das jüdenfreundliche Land ist, als welches es der Minister darstellt, wie kommen dann die Juden dazu, ihre Glaubensgenossen draussen zu einer politischen Hilfsaktion oder Pression gegen Rumänien zu bewegen? Entweder sind es also nicht die Organe der „Alliance“, die sich böswillig gegen Rumänien kehren, oder es ist schlimm bestellt um die Wahrhaftigkeit der Behauptung, dass in Rumänien niemand, am wenigsten die Regierung, den Juden etwas zu Leide thue. Es sind aber sogar beide Behauptungen falsch. Es giebt keine Organe der „Alliance“ und dies Centrum aller Bosheit wird nur erfunden, um jeder objektiven Kritik der rumänischen Verhältnisse von vornherein die Glaubwürdigkeit zu benehmen; und es ist gänzlich unwahr, dass die Juden keinerlei Verfolgungen ausgesetzt seien. Das Gegenteil ist vielmehr wahr. Die rumänische Politik und insbesondere die des Herrn Sturdza hat überhaupt nur ein Ziel: das der Ausrottung der Juden.

Falsch, auf Irreführung des Landes Unkundiger berechnet ist auch die Frage, warum sich niemand um die notleidende christliche Bevölkerung des Landes kümmere, warum nur um die Juden. Gewiss geht es den rumänischen Bauern jämmerlich schlecht, dank derselben Politik, die sich nur die Wohlfahrt eines Häufleins von Familien angelegen sein lässt und alles Uebrige dem überantwortet, der auch die Raben auf dem Felde speist, aber es verfolgt niemand direkt den Bauern; er wird weder durch Gesetze noch durch administrative Verfügungen aus jeder Erwerbsgellegenheit hinausgeworfen, er wird nicht systematisch ausgehungert. Gedeiht der Mais auch nur halbwegs, wie in diesem Jahre, so hat der in seinem Erdloche wohnende Bauer seine Polenta und damit sind seine Bedürfnisse befriedigt. Der Jude aber darf nicht einmal die Erde bebauen, er wird von jeder Arbeit verdrängt die auch nur entfernt

das Auge des Vollbürgers reizen könnte, er soll nicht existieren können, er soll verkommen. Das weiss Herr Sturdza, der einer der Haupturheber aller Verfolgungsmassregeln ist — er heisst in Rumänien „der böse Geist Bratianus“ — selbst am besten, und es fällt ihm auch nur dem Fremden gegenüber ein, das in Abrede zu stellen. In seiner einheimischen Presse lässt er sich Lob dafür spenden, dass er so konsequent ist in seiner „nationalen“ Politik, und eines der stärksten Mittel im Kampfe gegen die Opposition ist die wiederholte Behauptung, Take Jonsescu habe sich verpflichtet, falls er zur Regierung gelange, die Wünsche der Juden zu erfüllen.

Eine taktische Umgehung der Hauptsache ist auch die Darstellung, dass die Juden nur aus Mangel an Raum im Schulbesuche beschränkt und zur Zahlung eines hohen Schulgeldes gehalten werden, im Gegensatz zur übrigen Bevölkerung, die unentgeltlich die Schulen besucht. Der Minister erzählte mir von seinem eigenen Sohne, der auf dem Gymnasium von Jena ein Schulgeld von 100 Mark zu entrichten hatte gegenüber den Einheimischen, die nur 20 zu bezahlen brauchten. Das aber verschwieg mir der Minister, dass die den Juden verschlossenen Schulen von den allgemeinen Steuergeldern erhalten werden, zu welchen die Juden ihren wahrlich nicht geringen Beitrag beizusteuern haben. Auch das verschwieg er mir, dass die Juden nicht einmal aus eigenen Mitteln Schulen erhalten können, ohne dass ihnen von den Verwaltungsbehörden die grössten und lächerlichsten Schwierigkeiten bereitet werden. Auch seine Berechnung des Prozentsatzes der jüdischen Schüler ist eine falsche, denn die Bauernschaft besucht überhaupt keine Schulen; im Verhältniss zur Bevölkerung ihres Wohnsitzes aber sind die Juden auch entfernt nicht in entsprechendem Masse zum Schulbesuche zugelassen. Nein, die Dinge liegen schon

so, dass man den Juden die Staatsbürgerrechte verweigert, weil sie keine rumänische Bildung haben, und wollen sie rumänische Schulen besuchen oder gründen, so hindert man sie daran, weil sie Juden sind. Das ist alles aktenmässig erwiesen und man müsste staunen über die Kaltblütigkeit, mit der ein leitender Staatsmann über diese Thatsachen vor einem Fremden hinweggeht, wüsste man nicht, dass in den Ländern ohne Weltsprache die Politiker sich für unkontrolliert halten und im übrigen auf die Indolenz des Auslandes rechnen, das mit exotischen Angelegenheiten nicht belästigt sein will.

Trotzdem muss ich gestehen, dass der Minister bei allen seinen Darlegungen auf mich den Eindruck eines aufrichtigen Mannes machte, der sich einer gewollten Irreführung durchaus nicht bewusst ist. Psychologisch erkläre ich mir diese seltsame Unbefangenheit daraus, dass Sturdza in der That nicht das Gefühl hat, ein Feind der Juden zu sein und dass in ihm, dem philosophisch gebildeten Manne, von einem Religionshasse wirklich nur noch die Rudimente vorhanden sein mögen. Herr Sturdza verehrt einen Juden, Jacob Bernays, als Lehrer, er hat jüdische Parteifreunde, wie den Bankier Blank, er erinnert sich der Trauung der Tochter des Herrn v. Frank, deren Gast er war: wie kommt man dazu, ihm Judenhass zu imputieren? Was er scheinbar gegen die Juden thut, das thut er für sein Volk und so ist sein Gewissen vollständig beruhigt, wie ja doch jedermann, nur aus der Moral des seinigen heraus handelt. Ich bin auch der Ueberzeugung, dass man Herrn Sturdza bitter Unrecht thäte, wenn man ihn für einen Barbaren, für einen herzlosen Menschen, für bar jeder Treue und jedes Glaubens halten würde. Herr Sturdza ist gewiss als Privatmann die Redlichkeit selbst, er genießt in Rumänien des Rufs fast legendarischer Unbestechlichkeit und Unkäuflichkeit, wenn er auch

seinen Parteigängern gegenüber beide Augen zudrückt; er ist jeder Regung des Mitleids und der Menschenliebe zugänglich, dabei ein Mann von uneigennützigem Wollen und patriotischer Ambition. Für die konsequente Grausamkeit seiner antisemitischen Politik gibt es nur eine Erklärung: Herr Sturdza ist blinder Nationalist, ein Nationalist wie Drumont, Rochefort oder Graf Alexander Karolyi; er hat nichts gegen den einzelnen Juden, den er stets nach seiner Persönlichkeit beurtheilen wird, aber das jüdische Element in seiner Gesamtheit betrachtet er mit einer Abneigung und einer abergläubischen Furcht, die wie alle feigen Empfindungen jede Art von Grausamkeit rechtfertigt. Diese Nicht-Rumänen oder Noch-nicht-Rumänen müssen mit allen legalen und illegalen Mitteln verhindert werden, sich in Rumänien einzuwurzeln, wo man doch so schon seine Not hat, die ganze regierende Klasse zu versorgen und Sturdza selbst zur Entlassung von Tausenden von Beamten hat schreiten müssen. Diesem fremden Volkstheile gegenüber schweigt sein moralisches Gefühl vollständig und es geht ihm dessen Not nicht nur nicht nahe, sie erfüllt ihn sogar mit Befriedigung, weil sie seine nationale Furcht entlastet.

Freilich, die subjektive Ehrlichkeit seiner antisemitischen Gesinnung gäbe dem Minister noch kein Recht, deren faktische Bethätigung zu verleugnen. Man soll den Mut seines — Patriotismus haben. Aber ich zweifle nicht daran, dass es wiederum nur Patriotismus war, der den Minister bestimmte, seinem abendländischen Besucher gegenüber sowohl die Zustände des Landes schöner darzustellen, als sie sind, als auch die antisemitischen Krallen tief in den Samt der Pfötchen einzuziehen. Ein Minister spricht auch in seinem Hause nicht Wahrheiten, sondern Politik, nicht für den Besucher, sondern zum Fenster hinaus. Ein Schelm, wer ihm daraus einen Vorwurf macht. Aber auch ein Thor,

wer nicht erkennt, wie seine Darstellung der Dinge durch sein Bestreben bestimmt ist, auf das Ausland zu wirken, und insbesondere auf jene Finanzkreise, die trotz allen Zuspruchs der Diplomatie sich noch immer gegenüber den Liebesbewerbungen der rumänischen Regierung so spröde verhalten. Das Kabinett Sturdza braucht Geld, Geld, Geld. Grund genug, seinen Antisemitismus eine Weile zwar nicht äusser Kraft zu setzen, wohl aber zu verleugnen.

Die Finanzen.

Ein Gespräch mit einem hervorragenden rumänischen Finanzmann.

„Halten Sie die Lage der rumänischen Finanzen für kritisch?“ fragte ich meinen Gewährsmann, der nicht nur ein genauer Kenner der finanziellen, sondern der gesamten wirtschaftlichen Lage des Landes ist.

„Sie müssen unterscheiden zwischen einer akuten Krise und einem chronischen Uebel. Die erstere besteht nicht, das letztere besteht.“

„Ich habe bisher immer nur das Gegenteil gehört. Das chronische Uebel wurde bestritten, ein momentanes, schwer zu befriedigendes Geldbedürfnis aber zugegeben.“

„Sie meinen zweifelsohne die Konversion der 175 Millionen im Jahre 1904 fälliger Schatzbonds, für die das Geld beschafft werden muss.“

„Gewiss.“

„Ich zweifle nicht daran, dass diese Konversion gelingen wird. Rumänien wird etwas höheren Zins bewilligen müssen, aber das Geld erhalten.“

„Also sind die Schwierigkeiten, von denen man hört, nur auf den Wunsch der Geldgeber zurückzuführen, das Geschäft vorteilhafter zu gestalten?“

„Das glaube ich nicht, oder wenigstens nicht allein. Es kreuzen sich da allerlei finanzielle und politische Momente, um das Bild der Situation etwas kompliziert zu gestalten.“

„Sie würden mich verpflichten durch eine Entwirrung.“

„Es unterliegt keinem Zweifel, dass man im Auslande anfängt skeptisch zu werden gegenüber den stetigen Versicherungen eines wirtschaftlichen Aufschwungs in Rumänien. Die vollkommene Missernte vom Jahre 1899 hat gezeigt, dass wie in allen reinen Agrarländern unser Wohlstand keine vollständig sichere Basis hat. Viele unserer Geschäftsleute mussten die Zahlungen einstellen, die Steuereingänge liessen nach, die Auswanderung zehrt an unserem Wohlstand. Das alles ist im Auslande nicht unbemerkt geblieben und so ist eine gewisse Zurückhaltung des ausländischen Kapitals gegenüber Rumänien durchaus begreiflich. Es kamen aber noch andere Momente hinzu. Die jüdischen Finanziere sind verdriesslich wegen des Boykotts, dem ihre Glaubensgenossen hier ausgesetzt sind, und beeilen sich nicht, ihre Taschen zu öffnen zu Gunsten eines Staates, der schliesslich und endlich aus Notwehr oder aus Unverstand antisemitische Nationalpolitik treibt.“

„Glauben Sie an die Ethik oder Sentimentalität der Finanziere?“

„Bis zur Höhe eines halben oder ganzen Prozents immerhin.“

„Ich finde aber in der ausländischen Presse auf jeden Artikel, der die rumänischen Finanzen als zerrüttet darstellt, mindestens drei, die das Gegenteil beweisen.“

„Das ist ziemlich leicht zu erklären. Sie sprechen doch nur von der reichsdeutschen Presse und von der bekannten Berliner Broschüre.*) In Deutschland kreuzen sich zwei Bestrebungen, die vielleicht beide den gleichen Ursprung haben. Die Erneuerung des Handelsvertrages

*) Gemeint ist die äusserst instruktive Broschüre „Die rumänischen Finanzen. Zahlen und Thatsachen für die Besitzer rumänischer Papiere.“ Berlin, H. S. Hermann 1902.

mit Rumänien ist in Sicht. In solchen Zeiten ist es immer von Nutzen, den andern seine ein wenig Kleinheit und Hilflosigkeit empfinden zu lassen. Bis zu einer gewissen Grenze kann es also der deutschen Reichsregierung nur erwünscht sein, wenn der rumänische Kredit ins Wanken kommt. Für seine Wiederbefestigung mit deutscher Hilfe muss mit guten Handelsvertragspositionen bezahlt werden. Es ist aber nicht erwünscht, dass die Beunruhigung zu tief ins Publikum dringe, denn schliesslich will man nur eine Pression auf Rumänien ausüben, nicht aber dem Lande ganz die Kehle zuschnüren, was heute ein Kinderspiel wäre. Daher die Folgen von Kritik und Antikritik, von Alarm und Beruhigung in der deutschen Presse.“

„Sie glauben also an ein macchiavellistisches Spiel, in dem die deutsche Regierung selbst die Hände hätte?“

„Warum denn nicht? Wir sind von Deutschland nichts Besseres gewöhnt. Fürst Bismarck hat uns solange den Revolver der Judenemanzipation auf die Brust gesetzt, bis wir die Strousberg'schen Bahnaktien hundert Millionen über dem Kurs zurück- und uns damit losgekauft haben, Graf Bülow ist nicht zartfühlender, als es sein Meister gewesen.“

„Sie müssen aber zugeben, dass Ihre Darstellung nur eine Hypothese ist, mit der Sie die Widersprüche in der Haltung der reichsdeutschen Presse erklären wollen.“

„Gewiss, nur eine Hypothese. Ich habe nicht den geringsten Beweis für die Richtigkeit meiner Auffassung.“

„Ich glaube auch im Gegenteil wahrgenommen zu haben, dass die dem auswärtigen Amt in Berlin nahestehenden Organe sehr warm für den Kredit Rumäniens eingetreten sind.“

„Oh, das würde niemanden täuschen. Das ist man schliesslich unserem Könige schuldig, der doch ein Hohenzoller ist. Man weiss in Berlin recht gut, dass die dynastischen Gefühle in Rumänien noch jung sind

und sich genau richten nach dem Masse der Vorteile, die wir von der Hohenzollerndynastie offensichtlich haben. Ausserdem ist man uns doch eine Rekompensation für unser Verhältnis zum Dreibunde schuldig. Also können die offiziösen Organe in Deutschland gar nicht anders, als uns mit dem äussersten Wohlwollen behandeln. Aber für unseren Kredit ist es ganz wertlos, was in den offiziösen Blättern steht; der wird durch die Darstellungen der unabhängigen Presse bedingt.“

„Auf die Haltung der unabhängigen Presse hat aber die Regierung doch gar keinen Einfluss und so kann man ihr auch die Verantwortung nicht aufbürden für die Angriffe auf den rumänischen Kredit.“

Mein Gewährsmann lächelte ein wenig und kniff das linke Auge ein. Ich fand offenbar wenig Glauben mit meiner Behauptung von der absoluten Unnahbarkeit der unabhängigen Presse. Mit jener grossen Höflichkeit, die ich an allen Rumänen schätzen gelernt habe, gab er aber den direkten Widerspruch sofort auf und lenkte folgendermassen ein:

„Ich habe ja die Möglichkeiten noch nicht erschöpft. Es gibt noch eine zweite. Die liberalen Organe, die Anstoss nehmen an unserer inneren Politik, beginnen überhaupt uns schärfer unter die Lupe zu nehmen. Die Organe der Diplomatie aber wollen keine systematischen Feindseligkeiten gegen Rumänien und wiegeln ab. Am meisten jedoch ist die Disconto-Gesellschaft interessirt an dem Vertrauen, das wir geniessen, denn ihr ganzer Emissions-Kredit steht auf dem Spiel, wenn das Publikum anfängt gegen uns misstrauisch zu werden.“

„Also wäre das ein Kampf zwischen der Publizistik und der mit der Diplomatie verbündeten Finanz?“

„Gewiss. Finanz und Diplomatie sind gleicherweise daran interessirt, unseren Kredit nicht allzu tief hinabdrücken zu lassen.“

„Aus diesem Grunde wird auch die Konversion der 175 Millionen Schatzbonds gelingen?“

„Aus diesem Grunde. Die anderthalb Milliarden rumänischer Staatsschuld sind fast ausschliesslich in deutschen Händen. Wenn man uns das Geld für die Schatzbonds nicht giebt und unsere Renten wirft, sind unsere Papiere Makulatur und nicht wir sind um die anderthalb Milliarden ärmer, sondern das deutsche Publikum, das ja keine Zeit hat, unsere Papiere abzustossen und auch keine Abnehmer dafür finden würde.“

„Wie? In den Beschwichtigungsartikeln heisst es doch immerfort, die Franzosen, Holländer, Engländer warteten nur darauf, den Deutschen die rumänischen Papiere abzunehmen, wie sie seinerzeit die russischen Papiere übernommen haben, als Bismarck seinen Feldzug gegen die Russenwerte führte!“

Mein Gewährsmann lächelte wieder. „Wir sind noch lange nicht Russland. Ich glaube nicht, dass irgend jemand Sehnsucht nach unseren Papieren trägt. Die Massregeln gegen die Zuckerfabriken beispielsweise, die einen englischen Fabrikanten zur Schliessung seiner Fabrik zwangen, haben uns ganz England auf den Hals gehetzt. Wir gelten dort als unsolider Staat ohne Rechtssicherheit. Wer gute Papiere mit gutem Zins kaufen will, kauft vielleicht noch ungarische Werte. Was man aber uns abnimmt, ist entweder politische Gefälligkeit oder Spiel mit der Hoffnung auf baldige Weitergabe mit Profit. Die Deutschen werden unsere Papiere schon behalten und uns weiter borgen müssen, sonst sind sie selber die Geschädigten.“

„Und wenn trotzdem die Anleihe nicht zustande käme?“

„Der Fall ist ganz ausgeschlossen. Der König müsste alles aufbieten, sie zu beschaffen, weil er sich gewissermassen mit seiner Ehre engagirt fühlt, dass wir

den Kupon zahlen, und lieber abdanken als das Geständniss unserer Insolvenz dulden würde.“

„Wäre denn das Misslingen der Anleihe gleichbedeutend mit der Insolvenz des Staates?“

„Rumänien zahlt seinen Kupon, solange ihm das Ausland das Geld dazu giebt.“

„Das verstehe ich nicht. Sie zahlen die Zinsen ihrer Schuld mit neuen Schulden?“

Wieder ein Achselzucken. „Wir sind ein passives Land. Unsere Handelsbilanz ist passiv. Der Ertrag unserer Güter wandert ins Ausland. Wir können selbst in guten Jahren unser Defizit nicht decken. Es wird jetzt gespart an allen Ecken und Enden, damit halbwegs günstige Ausweise dem Auslande das Vertrauen einflössen, uns weiter zu borgen. Aber lange wird diese Anspannung nicht dauern können. Es giebt Geschäftsleute, die liquidieren, weil sie die Steuern, die man plötzlich mit unerhörter Strenge und in unerträglicher Höhe eintreibt, nicht erschwingen können. Haben Sie gemerkt, dass unsere Eisenbahnzüge über keine Brücke mit normaler Geschwindigkeit fahren? Es fehlt das Geld zur Ausbesserung. Haben Sie unsere Soldaten in der Nähe der Kaserne gesehen? Sie gehen in Lumpen. Seit drei Jahren ist kein Reservemantel bestellt worden. Wenn selbst ein fiktives Gleichgewicht im Staatshaushalte hergestellt wird, so fressen die Refundierungen, die je länger, je nötiger werden, sofort ein ungeheures Loch ins Budget“ . . .

„Spricht da nicht der oppositionelle Parteimann?“

„An diesen Thatsachen kann auch durch einen Kabinettswechsel nichts geändert werden. Rumänien ist auf die Unterstützung Europas angewiesen, wie ein passives Unternehmen, in das man so lange Geld hineinsteckt, bis es vielleicht doch einmal aktiv wird. Und weil schon so viel drinnen steckt, wird man weiteres hineinstecken müssen, damit nicht das Ganze verloren ist.“

„Woran liegt es aber, dass ein an Naturschätzen so reiches Land passiv sein muss?“

„An tausend Dingen. An unserer Erziehung, an unserem öffentlichen Geist, an der herrschenden allgemeinen Unsolidität. Wissen sie aber woran vor allem?“

„Ich bin begierig. . . .“

„An der Schuld des Auslandes. Man hat uns, verlockt durch unsere Zinsverhältnisse, Geld gradezu aufgedrängt; man hat einem unmündigen, wirtschaftlich und politisch gänzlich unerzogenen Volke Milliarden in die Hände gegeben. Man hat mit provisionshungrigen Ministern Geschäfte abgeschlossen, bei denen die Hälfte in den Taschen der Unternehmer blieb. Man hat den Schwindelgeist und das Bedürfnis, soutenierte zu werden, gradezu grossgezogen. Man hat der Oberklasse den Glauben beigebracht, dass ihre Rasse allein, ihr Nicht-Slaventum, ihr ein Recht auf eine Rente von Europa gebe und so denkt kein Mensch daran, solid zu wirtschaften. Alle Welt hat Schulden, nicht bloss der Staat.“

„Wie soll dann aber endlich doch das hereingesteckte Kapital verzinst und amortisiert werden, wenn die Unterbilanz nicht bloss eine finanzielle, sondern eine wirtschaftliche und moralische ist?“

„Darüber mögen sich die Herren Gläubiger die Köpfe zerbrechen.“

„Sie scherzen. . . Nach ihrer Darstellung wäre dies Land ein Fass ohne Boden, und im Auslande würde es sich nur darum handeln, wer zuletzt den schwarzen Peter der rumänischen Papiere in der Hand behielte?“

„Das Bild gefällt mir. Es ist ungefähr so. Bei Lebzeiten des Königs wird unbedingt der Kupon gezahlt werden, und ich wiederhole, das Geld dafür wird beschafft werden, weil die Existenz der Dynastie dabei auf dem Spiele steht. . . was später geschieht? Vielleicht der Bankrott und dann eine europäische Kontrolle,

die für uns sogar etwas wie eine Erziehungsanstalt sein könnte. Aus eigener Kraft werden wir der politischen Misere und der Unsolidität niemals Herr werden. Es ist zuviel an uns in unseren Anfängen gesündigt worden. Wir haben eine regierende Klasse, die es für selbstverständlich hält, dass sie ausgehalten wird, und für ebenso selbstverständlich, dass sie sich jeden vielleicht wirtschaftlich tüchtigen Konkurrenten durch die Gesetzgebung vom Leibe halten darf. . . Wir ziehen die Kräfte nicht heran, wir fesseln sie, weil wir nicht Politik machen für das Land, sondern für die eine Klasse, die nicht inkommodiert sein will.“ . . .

„Und die also am letzten Ende von ausländischem Gelde lebt?“

„Wenn Sie so wollen, ja, die sogar durch ausländisches Geld verdorben und verhindert worden ist, wirtschaftlich zu werden.“

„Das heisst: Sie finden es ganz in der Ordnung, wenn früher oder später das Ausland einen Teil seines investierten Kapitals einbüsst, wie es in Ordnung ist, wenn der Wucherer um einen Teil des Geldes kommt, das er in der Hoffnung auf unerlaubte Zinsen leichtsinnigen und unerfahrenen jungen Leuten aufgedrängt hat!“

„So ist es. Wir müssen diesem unabwendbaren Ende ins Auge schauen. Es wird uns dies Ende einen Teil unserer nationalen Selbstschätzung kosten, aber die ist mit eine der Ursachen unseres Ruins und darum ist's nicht Schade, wenn wir durch eine Zeit der Demütigung werden gehen müssen. Es muss erst schlimmer werden, bevor es besser werden kann.“

„Sie sprechen von einer nahen Zukunft?“

„Den Termin kann niemand bestimmen. Wenn wider alle Wahrscheinlichkeit es nicht gelingen sollte, vor dem Jahre 1904 eine Anleihe aufzutreiben, sind wir unbedingt insolvent. Gelingt es, so geht das alte

Spiel weiter, mindestens so lange der König lebt. Bis dahin können Sie ruhig rumänische Papiere behalten, wenn Sie welche im Kasten haben.“

„Mit meiner lachenden Verneinung war das Gespräch beendet. Nur hat es aufs neue gezeigt, wie rücksichtslos die rumänische Kritik am eigenen Lande ist und wie diesem scharfäugigen Volke nur eines fehlt: Willenskraft, und der eiserne Vorsatz der absoluten Solidität. Wird Europa ihm eine andre „regierende Klasse“ geben können? Vorläufig wehrt sich diese er-gierende Klasse noch ihrer Haut und die Gefahren (!) einer deutschen Einwanderung werden in der Presse er-örtert, als ob nicht der Rumäne den Himmel auf den Knieen anflehen müsste um möglichst viele deutsche Einwanderer!

Die Donauseestädte Braila und Galatz.

Eine zehnstündige Fahrt durch die wallachische Tiefebene bringt uns von Bukarest nach Braila, der ersten der Donauseestädte. Zehn Stunden Eisenbahnfahrt durch Sommerglut und Tiefebene genügen sonst, den Menschen ein wenig in seine Urbestandteile aufzulösen. Ich muss den rumänischen Eisenbahnen die Anerkennung zollen, dass sie einen wesentlichen Vorzug vor allen übrigen haben: der Russ und Kohlengestank fehlt, so dass man am Ende einer Reise noch ebenso wenig vergiftet ist, wie am Anfang, und selbst bei Damen die bekannten Erscheinungen der Eisenbahn-Seekrankheit sich nicht einzustellen pflegen. Dieser angenehme Mangel erklärt sich aus dem Heizmaterial, das verwendet wird, einer Mischung von Petroleum und Braunkohle. Das Petroleum gehört zwar auch nicht zu den Parfümerien, aber sein Geruch wirkt doch viel weniger auf die Nerven, die sonst schon beim Betreten eines Bahnhofs aufs empfindlichste irritiert werden. Auch russt die Mischung fasst gar nicht, und so kann man in blütenweissem Anzug reisen, wie das Gigerl, das in irgend einer Station zu uns eingestiegen ist, ohne die Gefahr als Schornsteinfeger am Ziele anzugelangen. Ich gedenke mit unverhohlener Dankbarkeit dieses Heizsystems. Es hat mir den gefürchtetsten Teil meiner Reises Strapazen abgenommen.

Welcher Klasse reist man in Rumänien? Ich vermute, dass neun Zehntel aller Reisenden die dritte

Klasse benutzen. Die soziale Struktur der Bevölkerung lässt sich schon erkennen, wenn man die lange Waggonreihe eines Personenzuges abschreitet. Auf ein Dutzend Wagen dritter Klasse kommt einer, der die erste und einer, der die zweite enthält. Die Bauern benutzen die dritte, der infolgedessen der Europäer ausweichen muss. Knoblauch und Branntwein mögen entzückenden Wohlgeschmack besitzen; als Wohlgerüche der Atmosphäre beigemischt sind sie entschieden etwas zu aufdringlich und man braucht noch kein Dandy zu sein, um ihnen Rosen, Flieder oder frischgemähtes Heu vorzuziehen. Die zweite Klasse ist kaum stärker besetzt, als die erste, zum Beweis dessen, dass der Mittelstand fehlt. In der ersten macht es sich die Bojarenklasse bequem, die selbst, wenn sie wollte, in der billigeren zweiten nicht Unterschlupf suchen könnte, da hier jeder jedermann kennt und man sich kein „Armutszeugniss“ ausstellen darf. Wir hoffen, auf der langen Fahrt uns ein Stündchen ausstrecken zu können, und nehmen gleichfalls die erste Klasse. Aber wir sollen angenehm enttäuscht werden; zum Schlafen kommen wir nicht, dafür machen wir die reizendsten Bekanntschaften. Der Schaffner, der durch ein Trinkgeld bewogen worden war uns ein sicheres Coupé anzuweisen, kommt vor Abgang des Zuges mit hochgezogenen Schultern und vielen Entschuldigungen, er muss einer hochgestellten Dame Einlass gewähren, alle anderen Coupés sind schon halb besetzt. Die ausgestreckten Beine werden also schleunigst vom Sitze genommen, das Gepäck zusammengeschoben. Herein tritt eine freundlich blickende, noch jugendlich schöne Dame mit einem gradezu wunderhübschen Jungen. Ich kann mich an dem prächtigen Burschen nicht sattsehen. Zum erstenmale glaube ich, dass die Rumänen von den Römern stammen, denn dieser kleine Bojar mit der prachtvollen breiten Stirn, den grossen, offenen Augen, der schmalen, graden Nase und dem schönen, vollen

Mund ist wie vom Postament gestiegen der jugendliche Caesar Augustus. Aber meine Abstammungstheorie wird rasch über den Haufen geworfen. Der Knabe hat mehr englisches und französisches Blut in den Adern als rumänisches. Seine Mutter stammt aus einer englisch-französischen Mischehe und nur sein Vater ist ein Rumäne. Ein alter Bojar mit einem riesigen Monocle gesellt sich noch zu uns — er hustet furchtbar und nennt sich selbst eine Ruine, die nur noch durch Arsenik zusammengehalten werde, — und so rollen wir hinaus in die endlose Ebene, bald in ein nicht abreisendes, deutsch und französisch geführtes Gespräch vertieft. In solchen Unterhaltungen habe ich mehr von den Zuständen des Landes kennen gelernt, als durch eigene Beobachtung möglich war. Die vollendete Höflichkeit der gebildeten Rumänen, ihr fast kindliches Entgegenkommen, ihr ausgesprochenes Konversationstalent machen das Gespräch zu einem wirklichen Genuss. Wer die Rumänen lieb gewinnen will, muss sie beim Plaudern kennen lernen; sie sind charmant, wie die Franzosen, offenherzig wie die Italiener und haben eine ganz eigene Grazie, die bei flüchtiger Bekanntschaft gradezu bezaubert. Und in diesem Falle hätte auch ein Tieferdringen keine Enttäuschung gebracht. Die Dame war von umfassender Bildung und ernster Denkweise, der neunjährige Sohn musterhaft erzogen und sprach nicht nur fließend und elegant französisch und deutsch, sondern interessirte sich auch für alles, was um ihn vorging, aufs lebhafteste und gründlichste. Der Blick, der mir auf dieser Reise in ein gutes rumänisches Haus eröffnet würde (der Vater ist Professor an der Bukarester Universität) hat meinen hoffnungslosen Pessimismus in Bezug auf die rumänische Gesellschaft um ein Beträchtliches gemildert. Es giebt doch auch dort Leute, die alle Missstände des Landes nicht nur klar erkennen, sondern auch die Kraft haben ihr eigenes musterhaftes Leben zu führen. Wenn ein-

mal der Regenerationsprozess des öffentlichen Lebens beginnen soll, wird er von solchen Elementen auszugehen haben. — Wir langen angeregt und — ausgehungert endlich in Braila an.

Der Birjar, diesmal ein nicht ganz reinlicher Hebräer, bringt uns im raschen Trabe vom Bahnhof in das Zentrum der Stadt, wo das uns empfohlene Hotel liegt. Die Abendsonne steht noch im Westen, der Vollmond taucht schon als blasses Wölkchen am Osthorizonte auf. Wunderbar rein und durchsichtig ist die Luft. Sie söhnt uns mit den primitiven Vorstadtstrassen und Häusern aus, denn wir hoffen nach der Schwüle der Bukarester Sommertage hier am Donaustrand erquickendere Nächte wenigstens zu verleben. Und bis auf den Lärm haben wir uns auch nicht getäuscht. Als wir nach der ersten Waschung uns vor dem Hotel zum Abendessen niederliessen, leuchtete schon der Vollmond silbern auf den breiten, von dichten Menschengruppen belebten Platz herunter. Rauschende Musik tönte von der gegenüberliegenden Konditorei. Das ausserordentlich breite Trottoir war dicht mit Stühlen und Tischen besetzt; zwischendurch drängten sich plaudernd die Leute, nahmen Platz, schlürften ihr Eis oder ihren türkischen Kaffee. Noch hatten wir unsern Sterlet und das am Spiess gebratene Huhn, das neben der schmackhaften Mamaliga, der rumänischen Polenta, unsere einzige Nahrung in Rumänien bildete, nicht verzehrt, als schon der Gastfreund, dem wir unsere Ankunft telephonisch hatten mitteilen lassen, mit der liebenswürdigen Gattin bei uns Platz nahm und über unseren Abend disponierte. Zum Volksgarten, wo Konzert ist! Jede rumänische Stadt hat ihren Volksgarten, irgendwo draussen im Grünen, an der „Chaussee“, wo man soupiert und bei den Klängen der Musik flirtet, Braila aber hat den schönsten. Von dort erblickte ich zum ersten Male im klaren Schein des Vollmonds den Donaustrom, wie er

silbern hinunterfloss zwischen unzähligen Dampfern und Seglern hindurch, in gewaltiger Breite. Der Volksgarten liegt hoch auf der steilen Uferwand, vor der sich ein weiter Strand ausdehnt, jetzt still und verlassen, bei Tag aber belebt wie ein Bienenkorb. Trotz unserer Müdigkeit vermochten wir kaum, uns von dem Bilde der im doppelten Lichte des Mondes und der strahlenden Bögenlampen wandelnden Menge zu trennen. Die klare, milde Luft hatte etwas Berauschendes, die vielen gutgekleideten Menschen täuschten uns den lang entbehrten Schein allgemeiner Wohlfahrt vor und luden uns zum Verweilen; ich hatte das Verlangen, die erfreulicheren Eindrücke fest zu halten, bevor sie von den unvermeidlichen Schattenbildern wieder verdunkelt würden. Aber es nahte Mitternacht und auch der andere Tag hatte sein Programm. Hafen und Börse! Wir müssen früh auf dem Posten sein, also gute Nacht.

In der That, kurz nach Mitternacht verstummte auch schon die Musik unter unseren Fenstern und wir hätten in dem geräumigen Zimmer, das uns die ungarische Cameriera und der ungarische Hausbursche eröffnet hatten, zum ersten Male in Rumänien einen ruhigen Schlaf finden können, wäre nicht in aller Himmelsfrühe der Lärmteufel wieder losgewesen mit seinen schon sattem aus Bukarest bekannten Ausrufern, Warenträgern und Camelots. Wohl oder übel wird man sich also der Landessitte anpassen und den Nachmittag für das Ausschlafen verwenden müssen — der Rumäne legt sich beim Morgengrauen nieder, verschläft den Vormittag und schläft sich am Nachmittag aus — heraus jetzt aus dem unerträglich werdenden Bette! Bald ist das Frühstück genommen, die Zeitung gelesen, ja welche Ueerraschung harret unserer? Der (selbstverständlich ungarische) Laufbursche unseres Gastfreundes hat ein ganzes Packet Zeitungen für uns abgegeben — die „Frankfurter Zeitung“, das „Berliner Tageblatt“, den „Vorwärts“. Sie

sind zwar dank der beträchtlichen Entfernung schon ein wenig altbacken, aber kaum um einen halben Tag hinter den im Kaffeehause aufliegenden Wiener Blättern zurück. Und als sich noch herausstellt, dass die Frau des Hoteliers eine Mainzerin ist, fühlen wir uns schon fast ganz zu Hause. In der That, an Braila sind nur die Behörden und der Unterbau der Bevölkerung rumänisch; alles übrige ist Ausland, internationaler Handel. Wir haben mit unserem Gastfreund ein Rendezvous in seinem Bureau verabredet, weil er uns zum Hafen hinabgeleiten will. Der ungarische Diener öffnet die Thür, wienerisch werden wir von dem ersten Beamten angesprochen, das ganze Personal spricht deutsch. Wir verweilen im Oberstock, von dem wir eine hübsche Aussicht auf die stattliche Metropolitankirche haben; unser Freund lässt uns einen seiner Beamten rufen, den Bibliothekar! Ich soll Einsicht nehmen in den Katalog. Ich durchlättere das Heft — von Gustav Freytag und Spielhagen über Gottfried Keller zu Tolstoi und Kipling fehlt kein modernes, insbesondere deutsches Buch, über das in den letzten zwanzig Jahren gesprochen und geschrieben wurde. Die zweiundzwanzig jungen Männer, die unter der Leitung dieses Kulturmenschen arbeiten, legen einen Teil ihrer Ersparnisse in guten Werken an, die von ihnen dann der Reihe nach ausgeliehen werden. Ich bin nicht mit der ganzen Liste einverstanden, ich merke wohl die Abhängigkeit von einigen Zeitungsreferenten, mit denen ich nicht durch Dick und Dünn gehen möchte, aber immerhin: ein solches Bureau hätte ich angesichts der Balkanberge, die dort über die Donau herüber in violetten Tönen blicken, wahrlich nicht erwartet. Diese kleine Kulturoase ist das Werk eines einzigen Mannes, dessen Namen ich, seinem Geschmack entsprechend und mit Rücksicht auf mein Prinzip, nicht nennen will, dem aber doch von hier aus nochmals Gruss und Anerkennung zu teil werden soll. Nähme sich doch jeder Minister nur

so der Kultur seiner Leute an, wie dieser Herrscher: Nur einen Schmerz hat er: die sonst so folglichen und dankbaren jungen Leute sind ganz entgegen seinen Anschauungen ausnahmslos — Zionisten geworden. Ich mache wieder die Wahrnehmung, die ich im Osten öfter gemacht habe: wie der Sozialismus die christliche, so beherrscht der Zionismus vielfach die jüdische Jugend. Er hat wie jener Zukünftiges genug in sich, um sich insbesondere einer in die Weite schweifenden Jugend zu empfehlen. (Dass die kaufmännische Jugend in Braila ausschliesslich aus Juden besteht, brauche ich wohl kaum nachzutragen.)

Wir gehen zum Hafen hinunter, die steil abfallende Strasse verrät schon die Hafennähe, Schifferkneipen, Viktualienhandlungen, Auskochereien säumen sie ein. Hier kann der Lastträger für ein paar Bani (Centimes) ein Stück Fleisch, getrockneten Fisch, Brot und Obst in Fülle erstehen. Der Händler ist wohl auch nur ein ausrangierter Schiffsmann, kenntlich am Messingring im einen Ohr. Noch ein paar Schritte weiter und ein ungeheurer Lärm nimmt uns auf. Hier schieben und drängen sich die Menschen in allen möglichen Trachten. Hier ist unter freiem Himmel die Getreidebörse von Braila. Auf beiden Seiten der Strasse sind die Comptoirs, meist in niederen Korridoren gelegen, die auf der anderen Seite in den Hafen münden; die Geschäfte werden auf der Strasse abgeschlossen. Es sind Geschäfte in grossem Stil. Ein Wort, und ganze Waggonladungen Getreide erhalten ihre Bestimmung nach Holland, England, Deutschland. Mein Begleiter macht mich aufmerksam auf die strenge Verlässlichkeit aller dieser Firmen. Abmachungen über viele Tausende werden ohne eine Zeile getroffen und nie kommt es vor, dass ein Wort rückgängig gemacht würde. Braila ist das Zentrum des Getreide-Exports. Die endlose Reihe von Segelschiffen, die wir schon vom Hafen herüberwinken sehen, bringen

das Korn die Donau herunter. Wir eilen, den Anblick der Verladung zu geniessen. Einige Agenten treten respektvoll auf unseren Begleiter zu. Sie sind mit einem kurzen Worte beschieden; dann durchkreuzen wir einen der Korridore, wir sind am Strand.

Wohin blickt das Auge zuerst, woran soll es sich zuerst sattsehen? Da drängen sich die Prachtgestalten der Hamals (Lastträger) in ihren bunten Trachten, Türken, Albanesen, Armenier, Juden, zwischendurch die Karrentreiber, Lenker kleiner einspänniger Getreidekarren, eine ganze Armee. Eine elektrische Tramway, die den Hafen durchkreuzt, saust an uns vorüber, ein Eisenbahnzug kommt von der Galatzer Seite her, lautes Rufen schallt von einem Berge gelben Maises her, auf dem Männer und Weiber — Rumäninnen in gestickten Hemden — stehen und das gelbe Korn schaufeln. Andere füllen es in die langen Säcke, der Aufseher hantiert dazwischen — nun wirft der Hamal den schweren Sack über die Schulter und eilt in wiegendem Laufschrift über die schaukelnde Planke auf — den Ozeandampfer, der dort in seiner ganzen Wucht und Majestät sich an dem Ufer dehnt und die mächtigen Schlote in den tiefblauen Himmel streckt. Da laufen die halbnackten Kerle Planke auf, Planke ab; der Schweiss rinnt ihnen über die nackten, behaarten Brüste, die bunten Hemden kleben an den breiten Schultern, die Muskeln an Schenkeln und Waden spielen, es ist ein Bild, von dem man sich nur losreissen kann, wenn man wieder über die gewaltige Stromfläche blickt, wo die Ozeanungetüme lagern, und die gekrümmten Segelboote der Türken und Griechen vor Anker liegen. Der Hamal verdient sich seine sieben Francs den Tag, ein hübsches Sümmchen, wo der Fisch kaum einen Groschen kostet und auch der Wein nicht teuer ist. Aber sauer erworben ist das Geld. In dieser Sonnenglut von früh bis in die Nacht hinein Säcke schleppen ist wahrlich kein Spass

und mag die Beschäftigung nach den blitzenden Augen der schwarzgebrannten Kerle auch eine gesunde sein, uns städtische Faulenzer lockt sie nicht. Für diese behenden Leute dauert sie aber nur nicht lange genug. Wie bald ist die Ernte und ihre Verladung vorüber! Dann stirbt der Hafen wieder aus und der Hamal muss von seinem Ersparten zehren. Dann verlassen auch die Exporteure die Stadt, in der es für sie während der tollen Zeiten keine Erholung giebt, und suchen ihre Familien auf, falls diese nicht bei ihnen wohnen, oder reisen mit der Familie in die westlichen Bäder. Dann mag es still sein in dieser lebendigen Stadt, die sich uns in ihrer besten Zeit präsentiert hat. Jetzt schwellen alle ihre Adern von Leben. — Braila ist die einzige Stadt Rumäniens, von der ich den Eindruck solider Wohlfahrt erhalten habe.

Unser Gastfreund bereitet uns noch eine besondere Freude. Der heisse Tag verspricht einen ebenso heissen Abend. Wir werden ihn auf dem Strom geniessen, der so lockend zwischen seinen Ufern flutet. Welche unendliche Wasserfülle! Drüben leuchten wieder in den zartesten Tönen die violetten Balkanberge, glatt wie ein Brett dehnen sich davor die sumpfige Donauebene und die Dobrudscha aus. Und zwischendurch die Wasser, die kein Ende nehmen, die fern, fern vom deutschen Lande kommen, wo der Schwabe an ihren Ufern wandelt, hierher unter die gebräunten Orientalen, diese Halbwilden aus aller Herren Länder. Im hellen Tageslichte will es uns nicht gelingen, die Illusion von der Heimlichkeit dieser Wasser zu gewinnen; vielleicht verschafft sie uns der Mondstrahl. Die Sonne sinkt, ein Remorqueur wird „eingespannt“, der griechische Maschinist mit seiner Familie stellt uns Stühle auf das Deck, bringt sogar eine Flasche Schnaps und Sultansbrot, die uns aber beide wenig locken, und nun geht's lustig stromaufwärts im Dämmer des hereinbrechenden Abends.

Lange, lange fahren wir. Der Mond hängt wieder wie eine Kugellampe in die Welt hinein, derselbe Mond, den wir so oft in jungen Tagen vom Deck des Rheindampfers angeschmachtet, als wir noch Vers- und Liebesnot im Jünglingsbusen trugen, aber nein es ist eine andre Welt! Wohl hat auch diese Stadt ihren „ewigen Dom“, aber diese byzantinischen Kuppeln muten uns fremd an, die Segelschiffe, die kein Ende nehmen wollen, erinnern uns eher an die Lektüre unserer Knabenzeit, als an die vertrauten Rheinschlepper; krumm sind sie, wie der Halbmond und wahrhaftig, da steht auch der Kümmeltürk an Bord, den Turban auf dem wild verwegenen Haupt und alles, was sich da bewegt, ist wild und piratenhaft, . . . nein Heimatsgefühle sind es nicht, die hier auf der stumm drängenden Flut lebendig werden. Und das verdächtige Gesindel, das sich landwärts an den schwerbeladenen Getreideschiffen zu schaffen macht, lockt auch nicht zu sentimentalischen Träumen. Da werden illegitime Geschäfte gemacht — ein Sack Getreide gegen ein paar Hühner oder einen Hammel, wie es eben geht. Bezahlt ist die Ladung ja längst, was verschlägt's dem grossen Handelsherrn, wenn etwas weniger im Schiffe bleibt und der Bauer sich dafür einmal einen Kuchen backen kann. Wir sind noch lange nicht am Ende der Gespensterschiffe angelangt, in einer Bucht sehen wir gleich wieder ein halbes Dutzend vor Anker, aber nun machen wir kehrt, zurück zum Landungsplatz. Wie endlos lang die „Rhede“ des Donau-Seehafens Braila ist, davon habe ich heute noch keine Vorstellung. Ich weiss nur, dass man sich im eigentlichen Hafen schon recht müde laufen kann.

* * *

Nächst dem Hafen hat Braila noch eine Sehenswürdigkeit, für manchen vielleicht interessanter und pikanter als die riesigen schwimmenden Getreidelager — den Salzsee, lacu saratu. Schon in Bukarest hat man

mir seltsame Dinge von der Mormonenstadt am Salzsee erzählt, die so viel Frauen und so wenig Männer hat. Unsere Gesellschaft, der sich noch ein junger, intelligenter Arzt angeschlossen hatte, machte also am nächsten Tag den kleinen Ausflug mit der elektrischen Bahn vom Hotel über die „Chaussee“, die auch hier nicht fehlt, zum Salzsee. Wir hatten unser Ziel noch nicht erreicht, als sich schon ein befremdlicher Geruch bemerkbar machte. Faule Eier und nasser Schlamm dürften vereint etwa ein solches Parfum ergeben. Endlich hält der Waggon, wir steigen aus und wandeln an einem Hotel vorüber durch eine lange hölzerne Stadt, deren Fenster sich sofort beleben. In der That, nur Frauenköpfe erscheinen im hölzernen Rahmen. Da aber auch in unserer Gesellschaft die Damen nicht fehlen, — auch die Frau unseres Gastfreundes und eine Freundin derselben hatten sich uns angeschlossen —, so verschwinden die Köpfe bald wieder. Wir eilen durch die Badeanstalt hinab zum See, immer dichter umgeben von den Düften, deren Ursprung uns noch nicht klar ist. Endlich haben wir sie aus erster Hand. Der See liegt vor uns. Er bringt das Kunststück zu Wege, einige Quadratkilometer mit seinem Dunst zu sättigen. Der See ist eine Riesenspütze mit perlmutterartigem Wasser, das über heilkräftigem Schlamm steht. Jod und Schwefel in unverhältnismässigen Quantitäten machen dies Wasser und seinen Schlamm zu einer Heilquelle für die Glücklichen, die in der Lage sind, die Kosten einer dortigen Kur zu erschwingen, und dabei so unglücklich, Jod und Schwefel zu brauchen zum Ausputzen ihres inneren oder äusseren Adams (hier müsste man Eva sagen). In zahllosen Kabinen steht auch der liebe Schlamme zur Verfügung. Man kommt erst ins Schlamm- oder Moorbad und von da ins Reinigungsbad. Der Verwalter bot uns lebenswürdig die Benutzung an. Wir dankten aber schauernd. In den Anlagen fanden wir dann einen jungen, sehr

hübschen Arzt mit mehreren Damen Tennis spielend. Warum alle Frauenärzte hübsche Männer sind? Mein Gott, ich gönne jedermann, auch wenn er weiblich ist, sein Vergnügen. Aber ein Liebesidyll im Dunstkreis des Lacu sarata ist doch wohl nicht nach jedermanns Geschmack. Lassen wir denn auch die Fama flüstern, was sie will, von den Sitten jener hölzernen Strandstadt, die doch nur ein ins Heilbad übertragenes Bukarest sein mag; uns reizt dies Sodom, offen gestanden, trotz Jod und Schwefel nicht. Wir eilen mit dem nächsten Zuge heimwärts nach dem freundlichen Braila, dessen reine Luft uns wie eine Erlösung anmutet nach dem schweren, heissen Dunst dieser Heistätte von allen Arten Liebesnot. Lacu sarata, mögen wir Deiner nie bedürfen!

* * *

Nichts auf dem Dampfer verriet mir, dass unser Kiel irgendwo eine Grenze durchschnitt; kein Knirschen, kein Stoss, keine Welle. Vielleicht vollzog sich das Ereignis nur deshalb so unmerkbar, weil diese Grenze keine wirkliche mehr war, sondern nur eine gewesene, der Schatten einer Fiktion; aber irgendwann muss doch etwas Wesentliches mit uns vorgegangen sein: wir waren plötzlich nicht mehr in der Wallachei, sondern in der Moldau. Ich konstatarie das mit dem gebührenden Respekt. Aber entschieden froh war ich doch, dass diesmal kein Zollwächter und kein Polizeibeamter sich bemühte, meine geographischen Kenntnisse zu befestigen. Aus der Wallachei in die Moldau kommt man heute unbehelligt dank dem Walten der fortschreitenden Weltgeschichte und der Einigung der ehemals getrennten Fürstentümer.

Galatz ist in allem und jedem das Gegenstück von Braila, der andere Thürflügel, die andere Schale der Nuss. Dehnen sich die Reihen der Segler von Braila aus stromaufwärts ins Endlose, so setzen sie sich von Galatz aus stromabwärts fort. Braila ist Export-, Galatz

Importhafen. Die Schiffe, die von der Sulinamündung der Donau mit Waren nach Rumänien kommen, verladen in Galatz; die aus Rumänien mit Waren nach dem Ausland gehen, verladen in Braila. Und trotzdem der Import den Export übersteigt, ist Braila eine aufblühende Stadt und Galatz geht trotz aller Quaibauten zurück. Vielleicht giebt es eine Erklärung dafür. Der Import liegt in den Händen Einheimischer, der Export zumeist in denen der Ausländer. Der Ausländer bringt ein Stück Europa dorthin, wo er sich alljährlich so viele Monate hindurch aufhält, Komfort, Begriffe von Ordnung und Reinlichkeit. Der Einheimische ist Schmutz und Unordnung gewöhnt. Galatz ist die echte und rechte rumänische Provinzstadt, schmierig, verwahrlost, schlecht gepflastert. In Braila dominieren die Ausländer, denn sie bringen Geld ins Land, sie sind Käufer. In Galatz herrscht der Importeur, und der ist ein kleiner Mann, denn er trägt Geld fort, er will verkaufen. So erkläre ich mir den Gegensatz zwischen den beiden, kaum um eine Dampferstunde von einander entfernten Handelsstädten. Vielleicht irre ich mich aber; ein Patent nehme ich keinesfalls auf meine Theorie.

Die Thatsache selbst macht sich recht unangenehm bemerkbar. Wohl ist das Bild, das Galatz von der Flussseite bietet, kein übles. Die riesigen Docks, die Kirchen mit ihren bunten Kuppeldächern fesseln den Blick schon eine Weile, bevor der Dampfer an der Brücke anlegt, aber kaum hat man den festen Boden betreten und sich der elektrischen Bahn oder einem Kutscher anvertraut, verschwindet auch schon der freundliche Eindruck. Die Pferde klettern die steile Uferstrasse hinan zwischen elenden und verfallenen Häusern; auf der Höhe angelangt durchkreuzt man ein paar Gassen, die einen besseren Eindruck machen. Sie stellen die eigentliche City, die Handelsstadt, vor und sind fast durchaus von jüdischen Kaufleuten mit deutschen

Namen bewohnt. Der Zug nach dem Westen ist an ihnen unverkennbar. Dann aber beginnt wieder der Dorfcharakter der Vorstadt, die nur nach einer Richtung hin, nach der „Chaussee“ und dem Volksgarten hübsche Villen zeigt. Die bazarartigen Geschäfte erinnern noch daran, dass Galatz einstmals wie ein Pilz in die Höhe geschossen ist, von 7000 auf 60000 Einwohner in den wenigen Jahrzehnten seiner Freihafenexistenz. Mit der Aufhebung des Freihafens ist es aber wieder still geworden, und so führen die Besitzer der Bazare ein recht idyllisches Dasein. Ich glaube, in Galatz müsste man vor Langeweile sterben. Der Verfall ist der ganzen Stadt zu deutlich aufgeprägt, als dass er nicht auch deprimierend auf die Stimmung wirken müsste. Ich beneide die Angehörigen der internationalen Kommissionen nicht, die hier ihren Sitz haben. Zerstreungen ausser einer Militärmusik giebt es hier nicht. Das Bild der Hafenthätigkeit, das Braila unterhaltend macht, fehlt fast vollständig. Die Karren mit pestilenzartig duftenden Rinderhäuten, die nach den Schiffen transportiert werden, ersetzen den Anblick der Getreide-Verladung nicht. Nur rüstige, gewinnbringende Thätigkeit belebt eine Bevölkerung. Hier aber nimmt man nur grossartige Aufwendungen wahr, die das Leben zurückbringen sollen und dies nicht vermögen. Galatz ist eine öde Stadt.

Wir waren froh, als uns der Dampfer wieder zurückbrachte nach der rasch vertraut gewordenen Schwesterstätte Braila. Die Donaufahrt selbst entschädigt für alle misslichen Eindrücke. Wieder schwimmen wir in der buntesten Balkangesellschaft zwischen der Handelsflotte hindurch, dem Strom entgegen. Rumänische Offiziere charmieren mit Dämchen mit schweren Seidenkleidern und leichten Sitten. Nur unser deutsches Auge kann daran überhaupt etwas Bemerkenswerthes finden. Bulgaren mit ihren Lammfellmützen, bewegliche Griechen, gravitatische Türken füllen das Hinterdeck. Man knöpft sich

den Rock gut zu, bevor man sich zwischen ihnen durchdrängt. Der türkische Kaffee, der da und dort serviert wird, duftet verlockend. Wir widerstehen der Verlockung nicht und lassen uns bei dem aromatischen Tässchen und der glimmenden Cigarre stromaufwärts tragen. Hier lässt sich Siesta halten. Nur auf dem Rücken des Riesenstroms ist die leise Kühlung zu finden, die unter diesem Gluthimmel die Nerven wieder spannt. Und erfrischt lassen wir uns über die Landungsbrücke zum Ufer drängen, obgleich des Tages Mühen keine leichten waren. Die laue Abendluft unter den funkelnden Sternen spülte den letzten Rest von Unmut uns aus der Seele. Schade, dass wir Braila, diese gastliche, freundliche, lebendige Stadt, diese kleine Oase deutscher Kultur, so rasch verlassen müssen.

In der Moldau und Bukowina.

Jassy und Czernowitz.

Bei einem Wunder-Rabbi.

Jassy ist unser nächstes Reiseziel. Der Weg zur alten Moldaumetropole führt an den Donau- und Serethsümpfen vorüber. Wieder begegnen uns unsere langbeinigen Freunde mit den roten Schnäbeln; manchmal fliegt auch ein Sumpfadler mit schwerem Flügelschlage auf, kreist majestätisch über uns und verschwindet in der Ferne. Die badenden Bauersjungen erweisen uns wieder ihre Reverenz. Mit Vergnügen konstatieren wir, dass wir die Tiefebene schon bei Barbosi verlassen; die Sümpfe sind doch nicht geheuer und eine Malaria ist leicht eingewirtschaftet. Die Luft wird frischer, Gehölz rückt an den Bahndamm heran. Dieser Reisetag, hoffen wir, wird nicht allzuschwer werden. Im Bahnhof von Tekutsch haben wir eine Begegnung, die uns interessant dünkt. Ein barhäuptiger, barfüssiger Mann mit langen Apostellocken und langem geistlichen Gewande nähert sich uns, kleine Broschüren in der Hand. Auf unser Kopfschütteln entfernt er sich sofort. Der Blick seiner grossen braunen Augen aber bleibt an uns haften und lässt eine gewisse Unruhe in uns zurück. Der Restaurateur, bei dem wir unser Brathuhn verzehren, ein Siebenbürger Rumäne, des Deutschen kundig, muss uns Auskunft geben über den seltsamen Mann. Er ist ein reicher Bürgerssohn, dessen Verwandte noch

ich nur Eitelkeit und Unmenschlichkeit bisher erfahren hatte, halb versöhnt, als ich sah, dass auch solche edlen Schwärmer ihm entstammen können. Wie glücklich könnte dies Land sein, wenn von der Gesinnung, die jenen Unglücklichen bis zum Wahn erfüllt, bei seinen Machthabern auch nur ein Hauch vorhanden wäre! Im Volke sind die Keime zu allem Guten. Was aus dem Volke gemacht wird, das haben die Mächtigen auf dem Gewissen.

Im Bahnhofe von Jassy, das wir bei Sonnenuntergang erreichten, entzückt von dem Anblick seiner zahllosen Gärten, Kirchen und Kuppeln, hatten wir gleich Gelegenheit, etwas von den Früchten der „Politik“, der Volkserziehung im üblen Sinne, kennen zu lernen. Viele hundert Menschen drängten sich um einen Waggon, weinend und klagend. Wir mischen uns in das Gedränge, neugierig zu sehen, was denn dort vorgehe. Auswanderer sind es, begleitet von ihren Angehörigen und Freunden. Auswanderer? Diese wohl achtzigjährige Greisin, die da fast stumpf aus dem Waggonfenster schaut, wandert aus? Jawohl; sie hat einen Sohn in Amerika, der sie dort ernähren und nicht hier verhungern lassen will. Und dies Weib mit ihren Kindern, den kleinsten noch auf dem Arm, wird ihren Gatten drüben wieder finden, der ausgegangen ist Brot zu suchen und es gefunden hat. Und so sie alle, meist Weiber und Kinder, Greise und wenig junges Volk; sie ziehen über das Meer, dorthin wo die Ihrigen arbeiten und leben. Es sind die Glücklichen, die mit der Unterstützung der Vorausgegangenen das ungastliche Land verlassen können, und das Glücksgefühl malt sich auch in den Zügen wenigstens der Jüngeren. Die Zurückbleibenden sind übler dran. Sie haben soviel zu leiden. Hunger und Verfolgung. Die Gepäckträger selbst misshandeln sie. Wie das? Jetzt eben sind sie mit ihren Gepäckswagen in den dichtesten Haufen hier hineingefahren. Aber warum

lasst ihr euch das bieten? Ihr seid doch hier vierzig, fünfzig Männer; warum haut ihr nicht einen solchen Lümmel, dass ihm die Flegelei vergeht? „Ach Herr“, erwidert mir ein Alter kläglich, „das sind zu grobe Menschen!“ Mir schwebt eine bittere Erwiderung auf der Zunge, aber ich unterdrücke sie. Es sind arme Juden! Sie dürfen sich ja nicht wehren. Als vor wenigen Jahren bei einem Krawall ein paar junge Leute einen ihrer Angreifer in der Abwehr erschlagen hatten, wurden sie zu schweren Zuchthausstrafen verurteilt und nur nach langen, opfervollen Mühen vom König begnadigt. Der Helot ist dazu da, von dem Herrn gejagt zu werden, nicht zu verteidigen. Da wird auch der Mutige mürrisch und allzuviel Mut werden diese ewig Gehetzten, ewig von der Uebermacht Umgebenen ohnehin nicht aufbringen. . .

Im raschen Trab führt uns einer unserer Lipowener, jener sauberen, hübschen, russischen Skopzen, an denen wir schon in Bukarëst solche Freude gehabt, die steile Strasse vom Bahnhof hinan. Jassy präsentiert sich vielleicht am besten von allen grösseren Städten Rumäniens. Ein grünes Blättermeer deckt den Hügel, auf dem die Stadt liegt, und gar freundlich lugen die weissen Häuser, die stattliche Metropolitankirche aus diesem grünen Meere heraus. Wohl ist Jassy heute dekapitalisiert, zur blossen Provinzstadt geworden, aber etwas vom Leben einer Kapitale ist ihm doch geblieben, und von der Schönheit seiner Lage kann ihm keine Politik etwas nehmen. Wir verwenden die trüben Eindrücke vom Bahnhof und geben uns diesem Anblick hin. Ein stattliches Hotel, auf dem Hauptplatz gelegen, nimmt uns bald auf. Das männliche Personal, Portier, Kellner, Ausläufer besteht aus Juden, die des Deutschen mächtig sind, wenn sie auch unter sich jenen schauderhaften Jargon sprechen, den sie als „jüdisch“ bezeichnen. Die Stubenmädchen sind ausnahmsweise Rumäninnen, eine

üble Sorte, zu essen giebt man uns freilich nicht mehr. Nach neun Uhr werden keine Speisen mehr verabreicht. Wir müssen einen Biergarten aufsuchen, wo uns eine schreckliche Musik den Genuss unseres Huhnes würzen möchte. Der Biergarten liegt dem Hotel gegenüber, also haben wir wieder Aussicht, vor Mitternacht kein Auge schliessen zu können. Aber wenn es die Musik allein gewesen wäre, die sich in die menschliche Nachtruhe drängt! Ein Bengel von Zeitungsjunge schreit die halbe Nacht seine Journale aus und in aller Morgenfrühe hören wir wieder sein: Adevérl, Universal! Wir würden seinen Fleiss bewundern, hätten wir nicht seine Unverschämtheit schon am Abend kennen gelernt. So sind es keine Segenswünsche, die wir von unserer heissen Lagerstätte auf die Strasse senden. Vielleicht versündigen wir uns. Möglich, dass der vorlaute Bengel eine Familie ernährt. Er hat mir rumänische Zeitungen angeboten, da er mich als Fremden erkannt hat, gleich in seinem deutschen Jargon. Ich sage, dass ich nicht rumänisch lesen kann. „Was brauchen Sie lesen zu kennen? Ich kann doch lesen!“ erwiderte er und grinste mich, vergnügt über seinen Witz, in frecher Vertraulichkeit an. Ich jagte ihn weg von meinem Tische, nicht ohne Verdruss über das ungebührliche Benehmen dieser Ghettopflanze. Dann aber sah ich, wie an anderen Tischen elegante Herren ihren Juxtrieben mit dem Jungen und wie seine vorlauten, kecken Antworten belacht wurden. Da nahm ich mein bitteres Urteil zurück. Von einem Prügelknaben, den man erst zu Spässen reizt und dann mit Fusstritten abfertigt, Würde und Anstand verlangen ist zuviel. Und die nächtliche Schule der Kaffeehäuser erzieht schwerlich zu Bescheidenheit. Lehrreich war mir immerhin die kleine Szene. Wenn selbst ich hier im ersten Moment die Wirkung mit der Ursache verwechseln konnte und alles andere eher als freundliche Empfindungen gegen

diesen Judenknaben hegte, wie kann ich dann andere, die nicht pflicht- und berufsgemäss auf den Grund der Erscheinungen zu dringen haben, verargen, dass sie ihren ersten Eindruck verallgemeinern und nachwirken lassen?

Man kann in Jassy, in der ganzen oberen Moldau-gegend dem Judenproblem nicht ausweichen. Es drängt sich dem unbefangenen Blick immer wieder auf. Eine Stadt von 80 000 Einwohnern, von denen 50 000 Juden sind, ist für den Westeuropäer etwas ganz Neues, schwer zu Verstehendes. Und da von diesen 50 000 Juden wohl 49 000 bettelarm sind, kann man sich denken, in welcher Gestalt das Judenproblem an den Betrachter herantritt. Wovon leben diese Leute, fragten wir immer wieder unsere freundlichen Begleiter, die uns in Jassy, wie überall in Rumänien auf das liebenswürdigste mit ihrer Orts- und Sachkenntnis unterstützten. Vom Hungern, war die treffende, traurig witzige Antwort. Es liegt in der Natur der Sache, dass der Handel nur einen gewissen Prozentsatz jeder Bevölkerung ernährt. Auch für Handwerker ist nur bis zu einer gewissen Grenze Verwendung vorhanden. Eine Grossindustrie aber, die am ehesten Massen beschäftigen und versorgen kann, existiert in diesen unentwickelten Ländern noch nicht. So müssen die Leute hungern, umsomehr als sie durch strenge Gesetze von allen Landgemeinden ausgeschlossen sind. Rumänien könnte mit Leichtigkeit seine Viertelmillion Juden, von der etwa 200 000 auf die Moldau entfallen, resorbieren, wenn es ihnen gestatten würde, sich über das ganze Land zu zerstreuen und in allen Berufen thätig zu sein. Durch die Zusammendrängung in die Städte und einige wenige Berufsarten, von denen ihnen neuerdings wieder einige so gut wie verschlossen wurden, schafft es ein Hungerproletariat, das wie ein bösartiges Geschwür am Volkskörper hängt und auf menschliche Weise überhaupt nicht beseitigt werden kann. Die

Moldaujuden sind ihrer Mehrzahl nach Handwerker, Zimmerleute, Dachdecker, Anstreicher, Tischler, Schuster und Schneider (letztere schon als Aristokratie betrachtet). Liesse man sie auf das flache Land, wo man freilich ein Schankmonopol einführen und durch Kreditgenossenschaften jede Art von Wucher unmöglich machen müsste, so würde man dem flachen Lande helfen, wo heute der Bauer in einem Erdloche haust, statt in einem sauberen Häuschen, und man würde zweimalhunderttausend nüchterne, sparsame, mit manchen sittlichen Vorzügen ausgestattete Staatsbürger gewinnen, die den gesamten Kulturstand in Bälde heben würden. Die regierende Interessengesellschaft fürchtet aber den Zuwachs an Intelligenz und erzwingt lieber eine Ausrottungspolitik, die noch zur europäischen Kalamität werden und das Land zu Grunde richten wird, als dass sie den Forderungen des Gemeinwohls und der Menschlichkeit Gehör gäbe. Ich verschone den Leser mit den Elendbildern, auf die ich in der Moldau bei jedem Schritt gestossen bin. Das schöne Jassy ist noch mehr als Bukarest ein Lusthaus, das tief im Kote steht. Ein Europäer versteht dies Nebeneinander von asphaltierten Strassen und Palästen und von gründlosen, mit Unrat überhäuften Wegen, an deren Seiten jammervolle Hütten, wahre Höhlen des Hungers stehen, in einer und derselben Stadt nicht.

Beschränkt man sich auf die wenigen Strassenzüge, die dem Passanten sozusagen präsentiert werden, so hat man von Jassy allerdings den angenehmsten Eindruck. Da steht eine Kirche Trei Erarchi (der drei Heiligen) die, wie sie da ist, aus einem orientalischen Schmuckkästchen genommen sein könnte. Ja sie selbst sieht einem jener Schmuckkästchen, wie man sie bei den indischen Händlern auf Malta ersteht, diesen Sandelholzkästchen mit eingelegtem Silber und Elfenbein, auffallend ähnlich. Sie ist klein, kaum fünfzig Schritte lang und nicht höher als ein zweistöckiges Haus; zwei

achteckige Türme erheben sich über dem flachen Dach gleichfalls nicht mehr als etwa zwei Stockwerke hoch. Aber etwas Lieblicheres als dies sorgfältig restaurierte Bauwerk kann man sich überhaupt nicht denken. Die arabeskenartigen Goldlinien, die das Ganze umschlingen, gleichen der feinsten Stickerei. Im Innern erinnert sie wie fast alle rumänischen Kirchenbauten an die herrliche Kirche von Mon Reale bei Palermo; nur sind die Mosaiks hier nicht echt und das Wandbild mit dem König Carol in moderner Uniform und der schönen weisshaarigen Königin in moderner Toilette mutet neben den archaischen Malereien aus der heiligen Geschichte und dem Christusbild, das von der Kuppel ernst herabblickt, recht sonderbar an. Ein wenig an die grosse Oper erinnert einmal aller Prunk in Rumänien, auch der kirchliche. Neben diesem Juwel ist die viertürmige Kathedrale, die das gesamte Stadtbild beherrscht, kaum zu nennen. Nur das Wunderwerk der Kathedrale zu Curtea de Argeş, die sich freilich auch noch leuchtend von dunklem Bergwald abhebt, übertrifft die kleine Kirche der Trei Erarchi an Wirkung. In Jassy sind auch das Nationaltheater und die Universität, wie die erzene Meisterstatue Stephans des Grossen erwähnenswert. Die „Chaussee“ mit dem Volksgarten hat vor denen anderer Städte den Vorzug, dass sie auf einen Hügel führt und einen schönen Blick auf die übrigen Hügel um die Stadt gewährt. In Jassy lässt sich leben, wenn man so vorsichtig gewesen ist, als reicher Bojar und nicht als armer Jude auf die Welt zu kommen.

Das oder die Judenviertel von Jassy sind typisch für die übrigen Moldaustädte, mit Ausnahme Botoschanis, das ausser seinen armen Juden doch auch noch Bojaren und reiche Armenier beherbergt und es sich wohl ergehen lässt. Die übrigen, Nyamz, Folticeni, Dorohoi, Piatra, sind Riesenghetti mit allen Kennzeichen der vollkommenen Armut und Verwahrlosung, die wir schon

in Jassy schauernd kennen gelernt haben. Aus wieviel Flickern ein Rock oder ein Hemd bestehen kann, davon hat ein Europäer überhaupt keine Vorstellung. Da kann auch der abgerissenste Stromer auf deutscher Landstrasse von den jüdischen Flickkünstlern der Moldau noch lernen. Insbesondere ein Rock ist mir noch im Gedächtnis, weil er einen Körper von grosser Schönheit bedeckte. Das war ein Jude von fünfzig bis sechzig Jahren, ein Riese von Gestalt, aufrecht, mit glühenden, schwarzen Augen, die von dem Weiss des mächtigen Backenbartes leuchtend abstachen. Schultern, Arme und Hände hatte der Riese wie ein Cyklop; einen Knotenstock schwang er als Spaziergerte, der eher an eine Keule erinnerte, als an ein Stöckchen, und dieser Kapitalsmensch vom Stamme Simsons oder Enaks ging in einem Gewand, das buchstäblich nur aus Fetzen bestand. Er war Wasserträger, was allerdings kein sehr rentabler Beruf ist. Aber nur seine ungeheure Stärke setzt ihn in den Stand, auch diesen elenden Beruf auszuüben. Einen Schwächeren würden die Armenier, Zigeuner und andere Monopolisten des Gewerbes nicht neben sich dulden. Trostlos war der Eindruck, den dieser farnesische Herkules im Bettlerkittel in mir hinterliess. Bei den andern armen Schluckern, die flachbrüstig, schmal-schultrig, dünnbeinig sich durch den Kot schleppen, fällt schliesslich die Uniform des Elends weniger auf. Hier war der Kontrast entsetzlich.

Es kann für den Politiker und Soziologen nichts Belehrenderes geben, als die Vergleichung zweier dicht aneinander liegender Grenzdistrikte, deren klimatische und ethnologische Verhältnisse fast gleich, deren Verwaltung und Regierung aber naturgemäss verschieden sind. Nirgends tritt die Wirkung des rein politischen Moments so ausschliesslich zu Tage wie bei solchen Vergleichen. Ich liess mir es denn auch nach meinen Moldaustudien nicht nehmen, ein wenig über die Grenze

zu blicken und in der nach Klima, Erde und Bevölkerung mit der Moldau fast identischen österreichischen Bukowina Umschau zu halten. Ich muss sagen, in Izkany schon atmete ich auf. Zu den besonderen Verehrern österreichischer Staatskunst gehöre ich nicht, aber von der in Oesterreich systematisch grossgezogenen Geringschätzung alles Oesterreichischen habe ich mich doch einigermaßen kuriert gefühlt, als ich die Resultate dieser Verwaltung mit denen der rumänischen soi disant-Politik verglich. Man sieht es den Leuten ordentlich an, dass sie sich als Angehörige eines Kulturstaates fühlen. Die Bukowina ist in ihrer Kleinheit wie eine Musterkarte des ganzen vielsprachigen Oesterreich. Deutsche, Ruthenen, Polen, Armenier, Orthodoxe, Katholiken und Juden wohnen friedlich beisammen. Es giebt hie und da etwas nationalen Zwist im Landtage und in den Gemeindestuben, in provinzieller Weise natürlich gleich zu Staatsaktionen aufgebauscht. Aber im ganzen fühlt sich doch alles wohl unter dem Segen einer europäischen Verwaltung, und wenn nicht die wirtschaftlichen Zustände infolge des Zollkrieges mit Rumänien und später der rumänischen Agrarkrise gelitten hätten, würde ein richtiger Bukowiner schwerlich mit einem Bewohner der westlichen Provinzen tauschen. Es herrscht reges geistiges Leben in der Hauptstadt Czernowitz, wozu die seit 1875 bestehende deutsche Universität wesentlich beiträgt. Der deutsche Charakter der Stadt ist gesichert durch die zwanzigtausend Juden, die sich auch hier als Deutsche fühlen und noch nicht, wie in Böhmen oder Mähren, von den Alldrutschen mit Fusstritten gelohnt werden für ihr treues Festhalten an der deutschen Sprache und Kultur. Und siehe da! Czernowitz ist eine blühende Stadt trotz Toleranz und Liberalismus, dem internationalen Antisemitismus zwar ein Dorn im Auge, aber ein glückliches Gemeinwesen, das sich rüstig weiter entwickelt und in seinen Bauten sogar der

allerneuesten Münchener oder Wiener Sezession beträchtliche Konzessionen machen kann. Die neuen weissen, bauchigen Häuser schreien es laut in die Welt hinaus, dass Czernowitz mit der Mode geht. Das schönste Bauwerk der Stadt ist allerdings die Residenz des rumänischen Erzbischofs, eine grossartige Anlage mit schönem, gepflegten Park, durch den würdevoll die bärtigen Popen schreiten. Ob der religiöse Friede noch lange währen wird, ist allerdings fraglich, da sich neuerdings Jesuiten in der Stadt niedergelassen haben. Vorläufig beschränkt sich ihre Thätigkeit noch auf recht zahlreiche Judentaufen. Was sie später treiben werden, wenn sie ihrer Macht erst sicher sind, muss abgewartet werden.

Vom Fenster des prachtvollen Refektoriums in der Residenz hat man einen Blick weit über das Land und sieht sich grade gegenüber der vielgenannten Stadt Zadagora, allwo die Dynastie der Wunderrabbinen, die Familie Friedmann, ihren Stammsitz hat. Die Auguren können sich also zulachen, wenn sie die Verschiedenheit des Rockes nicht geniert. Ich hätte Wichtiges versäumt, hätte ich nicht auch einem solchen Wundermann meine Aufwartung gemacht. Den Ort will ich nicht nennen, wo mir es gelungen ist, vor das Angesicht eines solchen Gewaltigen zu treten, aber von dem Verlauf der Begegnung will ich doch berichten, der Vollständigkeit halber. Ein guter zweispänniger Wagen, gelenkt von einem jüdischen Kutscher, brachte mich vor das Haus des Rabbis. Im Nu waren dort die Fenster besetzt mit orthodoxen Köpfen. Ein junger Mann in hohen Stiefeln, mit langem Kaftan, Stirnlocken und schwarzem Bart trat auf uns zu und fragte nach unserem Begehr. Wir stellten uns als Ausländer vor, begierig den Mann kennen zu lernen, dessen Ruf so weit in die Welt dringe. Die vorläufige Prüfung des Adjutanten scheint ein befriedigendes Ergebnis zu haben; wir werden eingeladen uns hinauf zu begeben zur „Rebbezen“, das ist die Frau des

Rabbi. Eine noch junge, fast kindliche Frau mit fabelhaft kleinen Händchen wie aus einem japanischen Puppenschrank genommen, empfängt uns, heisst uns niedersitzen, lässt durch den Adjutanten Obst und Kuchen bringen und beginnt die Prüfung von neuem. Es gelingt uns aber rasch den Spiess umzukehren und unsererseits zu erfragen, was unsere Wissbegierde reizt. Der weitgereiste Ausländer hat doch gewisse Privilegien. Bald sind wir recht im Gespräche drinnen, das von seiten der Frau in einem nur wenig mit Jargon gemischten Deutsch geführt wird. Die dreizehnjährige Tochter, natürlich schon verlobt, beteiligt sich gleichfalls an der Unterhaltung. Sie ist ein hübsches Mädchen mit intelligenten Zügen und könnte recht gut für siebzehnjährig gelten. Mit dreizehn Jahren hat auch die Mutter geheiratet und schon einem Dutzend Kinder das Leben geschenkt, von denen freilich ein Teil gestorben ist. Die Verwandtenehen — sie ist die leibliche Cousine ihres Mannes, gleichfalls aus der Dynastie — taugen nicht viel. Wo ist der Rabbi? Er speist. Allein? Freilich. Der Rabbi darf nie mit seiner Familie speisen. Wir sind so kühn, die Frau zu bedauern, die seit dem Beginn ihrer Ehe nicht ein einziges Mal mit ihrem Gatten an einem Tisch sitzen durfte. Und die Frau begeht die Ketzerei, gleichfalls die Sitte ungalant zu finden. Aber ändern kann sie daran nichts. Der Rabbi hat unbeschränkte Autorität, aber nur unter der Bedingung, dass er auch seinerseits die Traditionen respektiert. Er ist der Gefangene seiner Unterthanen. Unsere Unterhaltung zieht sich in die Länge und wird von seiten der Frau mit einer beträchtlichen, aber naiven Offenherzigkeit in naturalibus geführt, die uns angesichts des dreizehnjährigen Mädchens und einer weiteren erst neunjährigen, gleichfalls verlobten Tochter, ein wenig in Verlegenheit bringt. Mit dem Märchen vom Storch sind diese Rabbinerstöchter offenbar nicht allzulange behelligt worden. Der

Rabbi empfängt uns noch immer nicht. Endlich erscheint der Adjutant wieder, nimmt uns liebevoll um die Schulter und führt uns über einen Korridor zu einer Thür, an der wir klopfen dürfen. Der Adjutant verschwindet, sowie das Herein ertönt. Wir treten ein, vor uns steht der Wundermann. Aber wie sind wir erstaunt. Ein junger Mann von höchstens fünfunddreissig Jahren übt jetzt das hohe Amt aus. Er ist mittelgross, voll und gesund und hat wunderschöne braune Augen, einen gepflegten braunen Bart und volle, kirschrote Lippen. Auf den Miniaturen des Mittelalters ist König David oft so aufgefasst, auch an einen hübschen Kartenkönig erinnert dieser Kopf. Aber ein wenig hergerichtet für den fremden Besucher war er doch und auch der Salonrock aus feinstem schwarzen Tuch, wie die grosse diamantne Busennadel gehörten schwerlich zum alltäglichen Empfangskostüm. Der Toilettewechsel hat wohl die Länge unserer Wartezeit verursacht. Ich gestehe, ich war dem jungen Manne gegenüber einigermaßen in Verwirrung. Hätte ich einen alten Fanatiker gefunden, so wäre es mir ein Leichtes gewesen, mich in seine Gedankenwelt zu versetzen und mit ihm von seinem Standpunkt aus über die Welt und die Menschen zu reden. Aber wie sollte ich diesen jungen, klarblickenden, von Mystizismus offenbar ganz freien Menschen nehmen? Als Charlatan? Dazu war sein Blick zu ehrlich. Als Dummkopf? Dazu war er zu verständig. Leicht konversationsmässig? Dazu war er doch zu ruhig und würdevoll. Mit der Ehrerbietung, mit der wir vor ältere, hochgestellte Männer treten? Dazu war er zu jung und doch nicht imposant genug. Ich hatte nur eine Sekunde Zeit meine Haltung zu wählen. Schon war mir durch eine Handbewegung ein Stuhl angewiesen. So begann ich denn damit, dass ich meinen Namen, meine Herkunft nannte, meinen Beruf als das Metier bezeichnete, Welt und Menschen kennen zu lernen, und für die Er-

laubnis dankte, bei einem Manne in so besonderer Position vorsprechen zu dürfen. Die Huldigung wurde mit ruhiger Würde hingenommen. Eine Weile floss dann das Gespräch ruhig hin; sein Auge ruhte dabei immer still forschend auf mir. Ich musste ihm Bescheid geben auf seine Fragen nach den Zuständen in Deutschland, wobei er selbst sich aber recht wohlunterrichtet zeigte. Er antwortete mir auf meine Frage nach den verschiedenen Sekten des Judentums, nach Chassidismus und Orthodoxie. Ich war belehrt worden, dass die Chassiden etwa den protestantischen Pietisten zu vergleichen seien, mehr auf Verinnerlichung des Gemüts als auf strenges Rituale hielte. Der Rabbi lehnte den Vergleich ab. Die Chassiden seien identisch mit den Orthodoxen, ebenso streng in der Befolgung der Satzungen, wie jene. Ich fragte nach den Zionisten, um zu erfahren, wie sich der Rabbi zu diesem neuesten Problem stelle. Er gab aber eine diplomatische Antwort. Er glaube nicht an einen Erfolg der zionistischen Bestrebungen. Warum nicht? Ich erwartete eine theologisch-mystische Antwort, erhielt aber eine realistisch-politische. Es wird schwer sein, die Juden zu sammeln und zur Auswanderung zu bewegen, noch schwerer das gelobte Land zu erwerben. Mir war die nüchtern kluge Art des Mannes doch zu sonderbar. Sass ich vor einem gescheiterten Holzhändler oder vor einem kabbalistischen Wundermann? So stellte ich denn eine Gewissensfrage, bei deren Formulierung mir freilich die Zunge stockte. „Man nennt Sie und Ihre Kollegen Wunderrabbinen. Welches ist die Vorstellung ihrer Gläubigen? Trauen sie Ihnen wirklich Wunder zu?“ „Das müssen Sie die Gläubigen fragen“, war die prompte Antwort. „Eines finden die weltkundigen Leute jedenfalls bei uns. Weitreichende Erfahrung, persönliche Beziehungen und Wohlwollen. Wir stehen jedermann mit unserem Rat bei, wenn er verlangt wird.“ „Sie haben aber doch ausserdem gewisser-

massen auch richterliche Autorität?“ „Gewiss.“ „Und worauf beruht diese?“ „Auf dem Glauben an unsre Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit. Wir haben einen grossen Vorteil vor dem weltlichen Richter voraus. Dieser muss sich nach dem Buchstaben des Gesetzes richten, darf nicht nach Billigkeit oder Unbilligkeit urteilen und muss innerhalb seiner Befugnisse bleiben. Wir können Befehle erteilen, die weit über jede richterliche Befugnis hinausgehen. Wir verhüten Unrecht und zwingen, begangenes Unrecht wieder gut zu machen.“ „Und wie erzwingen Sie die Vollstreckung Ihrer Befehle?“ „Wir brauchen nichts zu erzwingen. Wir befehlen nicht, wo man uns nicht gehorcht, und wo wir befehlen, gehorcht man uns unbedingt.“ „Ihr Amt sozusagen ist also ein Vertrauensamt.“ „Weiter nichts.“

Unsere Unterhaltung hatte eine halbe Stunde gedauert. Ich erhob mich, dankte nochmals für den freundlichen Empfang und die erhaltene Aufklärung und wurde mit einem Händedruck und dem Wunsch glücklicher Reise entlassen. Auch die „Rebbezen“ verabschiedete uns freundlich mit guten Wünschen und dem Auftrag, ihr recht viele Ansichtskarten zu senden. Die Adjutanten drängten sich noch grüssend um den Wagen und fort ging's im Trab. Auf der Fahrt erst konnte ich mein Erstaunen bemeistern. Also das war der Wundermann? Dieser vernünftige, ernste, nachdenkliche Mann mit den ruhigen Manieren, die nicht frei waren von diplomatischer Zurückhaltung, wird von einem Volke, das man für besonders schlaue hält, als Wunderthäter angesehen und hat unbeschränkte Macht über die Gemüter von Tausenden, ja nicht bloss von Juden, sondern auch von Christen? Ihn befragt man nach dem Arzte, an den man sich wenden soll, vor ihn bringt man Rechtsstreitigkeiten, ihn zieht man zu Rat vor schwierigen Unternehmungen. Ich kann nur eine Erklärung finden. Der Mensch braucht den Deuter der Zukunft; er wälzt gern Verantwortungen

von sich ab und schafft sich selbst Autoritäten, denen er sich lieber unterordnet, als dem eigenen zweifelnden Verstand. Thut der glücklich mit Autorität Ausgestattete nur nichts, um sie zu verscherzen, ist er weise, vorsichtig und gerecht, ordnet er sich freiwillig noch gewissen Beschränkungen unter, die als heilige angesehen werden, so ist er unbegrenzten Einflusses sicher und kann bestimmt darauf rechnen, dass er für den besonderen Vertrauensmann Gottes gehalten wird, auch wenn er selbst nie sich als solchen bezeichnet. Der Wundermann ist ein Bedürfnis des Volkes, also wird der Posten irgendwie besetzt und besteht gar eine Dynastie, eine schon bewährte Familie, so ist auch jede Konkurrenz ausgeschlossen. Der Wunderthäter selbst darf ein nüchterner Mann sein, ohne jede Spur von Visionärem. Für die Suggestibilität der Besucher sorgt schon der Hofstaat und das Renommee. Ob ihr Einfluss ein nützlicher oder schädlicher ist? Darauf ist nicht leicht zu antworten. In moralischer Beziehung ist er wahrscheinlich nützlich, in kultureller schädlich. Jeder Wunderglaube ist schädlich. In der Geistesnacht des osteuropäischen Judentums aber mag bis auf weiteres die Autorität dieser besonnenen, verständigen Männer Gutes wirken. Sind erst die Köpfe an das Licht der Forschung gewöhnt, so braucht man gegen Wunderrabbis so wenig mehr zu kämpfen, wie gegen die Apoll-Priester von Delphi. Gute weltliche Schulen werden dem ganzen Spuk des Ostens ein Ende machen, nicht bloss der Institution der geistlichen Wundermänner.

Sinaia und die Königsfamilie.

Thue Geld in Deinen Beutel und gehe nach Sinaia — das ist der Rat, den ein vielgeprüfter Wandersmann nach langen Kreuz- und Querfahrten durch das ganze rumänische Land jedem guten Freunde geben kann. Er erweist mit diesem Rate auch den Rumänen selbst einen Dienst. Wer von Rumänien nichts kennt, als diese Perle der Sommerfrischen, wird immerdar dem Lande ein Loblied singen. Und zwar in recht hohen Tönen. Sinaia ist ein Juwel, Sinaia könnte dem fortgeschrittensten Staate zur Zierde gereichen, Sinaia ist die Schöpfung eines Künstlers und zugleich der Natur in ihrer Sonntagslaune.

Kommt man vom Süden aus der heissen wallachischen Ebene, so wirkt zunächst die erquickende Kühle des Hochgebirgsthals und dann der Zauber der Szenerie auf den Reisenden mit lockender Gewalt. Kommt man vom Norden, wo das Auge sich schon von Kronstadt (Brassó) an durch den ganzen Törnöspass und insbesondere im prachtvoll gelegenen Predeal, der Grenzstation, an den Naturschönheiten gesättigt hat, so überraschen die wunderbaren Bauten und die vorzügliche Pflege, die wir in der Sommerresidenz des Königspaares finden. Einzig die Börse wird bei der Erinnerung an dies zauberhafte buen retiro an krankhaften Kontraktionen leiden. Aber ist man klug genug, vor der Eröffnung der Saison, d. i. vor dem 15. Juli unseren Stils seine Sinaia-Naturstudien zu beginnen, so kann man

selbst den Preis der Verpflegung noch erschwingen und sogar darauf rechnen, irgendwo im Hotel ein hübsches Zimmerchen zu finden. Die Rumänen kommen erst zu Beginn der Saison. Bis dahin lassen sie sich ihre Leber oder sonstigen edleren Organe in den ausländischen Bädern kurieren.

Uns aber reizt die rumänische Gesellschaft nicht mehr. Wir haben nur noch Sehnsucht nach Waldluft und Waldfrieden und nach einem menschlichen Bett. Die finden wir und obendrein Schönheiten raffiniertester Art. Baden-Baden ins Hochgebirge verlegt könnte allenfalls mit diesem Sinaia verglichen werden. Aber selbst dann bliebe noch ein erhebliches Plus zu Gunsten des rumänischen Luxusbads. Wenn sich ein Gott sechs Tagewerke plagt und selbst am Ende Bravo sagt — wir dürfen diesem Erdenwinkel um so neidloser die Palme zuerkennen, als es ausschliesslich deutsche Arbeit ist, die diese Wunderwerke geschaffen hat und in ihrem herrlichen Zustande weiter erhält.

Denn, um es gleich zu sagen, Sinaia selbst wäre nichts weiter, als ein sehr schön gelegener Ort mit einigen hübschen Hotelanlagen, wenn es uns nicht nach einem Spaziergang von einer knappen Stunde mit dem Schlosse des Königs im Peleschthale überraschen würde, einem Zauberschlosse im Zauberwald. Und dies Schloss mit seiner ganzen unvergleichlichen Umgebung ist von deutschen Meistern errichtet worden und steht unter der Aufsicht des deutschen Königs, der ein grosser Fussgänger vor dem Herrn ist und ein scharfes Auge hat. Einzig die reichlich gesäten Konstabler in der Umgegend des Schlosses sind Rumänen; alles andere, Arbeiter und Dienerschaft, ist deutsch oder ungarisch. Es giebt noch kein Gesetz, das dem Könige vorschreibe, dass in seiner persönlichen Umgebung die Fremden nur in bestimmtem Prozentsatz vertreten sein dürfen. Das Peleschthal ist ein Stück nach Rumänien

verpflanzten Siebenbürgens. Sachsen und Székler sind hier zu Hause. Selbst hoch oben im Steinbruch eine gute Stunde hinter dem Schlosse gibt uns das blonde Inspektorstöchterlein auf unsre Frage gut-deutsche Antwort. Auch sie ist eine Sächsin und die Arbeiter im Steinbruch sind — Italiener. Der Kutscher aber in der russischen Birjarentracht, der uns auf der ersten Fahrt geleitet, ist ein Kernmagyare. Ebenso das ganze Personal, das in den Ställen des Kronprinzen und der Kronprinzessin hantiert. Unsere leidliche Kenntniss der ungarischen Sprache kommt uns wunderbar zu statten. Mit Freuden werden wir überall begrüsst und mit Segenswünschen entlassen.

Sinaia liegt an der Vereinigung zweier Bäche und eines Flusses, die alle drei tiefe Thäler in das waldige Hochgebirg geschnitten haben. Von der Terrasse des alten, hochgelegenen Klosters, von der noch höher gelegenen Kaserne und einem wunderbarlich auf dem vorspringendsten Punkte angelegten, ringsum offenen Holzhäuschen, dessen unwachsene Fenster je ein Landschaftsbild trefflich einrahmen, hat man eine geradezu herrliche Aussicht über die dichtbelaubten Bergkuppen, die diese drei Hochthäler umsäumen. Die Krone aber bildet das Peleschthal, die Wiese und Terrasse vor dem Schloss Pelesch. Da schaut der himmelhöhe Bucsecs (spr. Butschetsch), ein mächtig gedehnter blauer Koloss von über dritthalbtausend Metern Höhe mit breitem Rücken und glänzenden Schneerinnen im blauen Gestein, hernieder auf die fast theatralisch schönen Bauten des königlichen und kronprinzlichen Schlosses, eine auf die im mittelalterlichen Bürgerstyl gehaltene Schlosswache. Der Peleschbach springt murmelnd und schäumend über die Felsblöcke, dort vertieft er sich unter dem Dunkel uralter Tannen zu einem tiefgrünen Teich, auf dem einsam und hoheitsvoll ein Schwan rudert; eine mächtige Fontäne wirft ihren Strahl auf die Mitte der Lichtung

in die Höhe und spielt im Sonnenstrahl alle Farben des Regenbogens. Heu- und Harzgeruch füllen die Luft, das tiefe Blau des Himmels leuchtet über dem satten Grün der turmhohen Edeltannen, die sich dicht an die Schlösser herandrängen und bis hoch, hoch hinauf in düsterer Majestät den alles beherrschenden Berg umstehen. Reisst man sich los vom Anblick des Schlosses mit seinen zahllosen Türmchen und Gallerieen, über deren eine jetzt eben in der Vormittagskühle die weisshaarige Königin, wohl in poetische Visionen versunken, würdevoll auf und abwandelt, und dringt in das Dunkel des Hochwaldes ein, so leiten weissgestreute, peinlich sauber gehaltene Wege bergan, stundenlang in immer gleicher, tadelloser Reinheit. Am Tage zuvor hat es gegossen, wie wenn der Himmel zeigen wollte, dass er nicht nur im Salzkammergut „Schnürl“ regnen lassen kann. In schweren Wehen sind die Wolken durch die Thäler gestrichen, dass der Wald dampfte wie aus hundert Kohlenmeilern. Heute aber schon können wir einen mehrstündigen Spaziergang durch den tief einsamen Wald machen, ohne auch nur die Stiefelsohle uns zu beschmutzen. Und da in Waldesmitte, auf kaum klafterbreitem Wege begegnet uns auch der König, schon recht morsch in seiner Uniform, die Mütze auf dem Kopf, mit einem blonden, strammen Knaben an der Hand, dem Sohne des Thronfolgers. Wir müssen zur Seite treten, um ihm den Weg frei zu geben, und erhalten auf unseren stummen Gruss ein kräftiges „Bon soir“ zur Antwort, dem ein rascher Blick aus schönen, blauen Augen folgt. Wie es scheint, ist ihm die enge Umwachtung durch Geheimpolizisten selber lästig und so ergeht er sich abseits im stillen Wald. Zu fürchten hat er nichts, denn die politischen Leidenschaften können sich im Parteikampfe austoben, und die unglücklichsten seiner Unterthanen wissen, dass sie nicht ihm ihr Elend verdanken. Nicht die Sorgen, sondern körperliche Leiden

haben ihm die tiefen Furchen in das freundliche Antlitz gegraben.

Wir setzen unseren Weg fort, der ein nächstes Ziel hat: das „Nest“ der Kronprinzessin. Ungarische Arbeiter weisen uns; dann weiter oben zwei Popen, die unsere Unschlüssigkeit an einem Kreuzweg erkennen und mit vielen uns unverständlichen Worten, auf die wir halb lateinisch, halb italienisch zu antworten versuchen, und mit noch mehr energischen Stockstrichen im Sand, aus denen wir allerdings nicht sehr klug werden. Aber nach einigen Irrfahrten — ein Spaziergänger geht ja nichts um — erreichen wir doch die Höhe, wo die Schöpfung einer fürstlichen Kaprice im Gezweige hängt. In der That, ein richtiges Nest. Auf sieben starken Bäumen, die am Rande eines Abhangs und zum Teil schon in der Senkung wurzeln, steht ein allerliebstes Holzhäuschen mit Butzenscheiben. Drunter und drüber rauschen die Blätter der Buchen, die allerorten das düstere Grün der Tannen mit lichterem Tönen beleben. Der Zugang ist höchst originell. Ein Turm, gleichfalls aus Holz, ist auf der Höhe errichtet und von einer seiner Etagen führt eine Zugbrücke hinüber zu dem Nest. Sie ist jetzt, während der Abwesenheit der Kronprinzessin, aufgezo- gen; ebenso, wenn die Prinzessin im Häuschen weilt und nicht gestört sein will. Allzu tragisch darf man die Abschliessung freilich nicht nehmen, und für ein un- bedingt sicheres Nachtlager hielte ich das Nest auch bei aufgezo- gener Brücke nicht, falls die Bäume unten nicht noch besonders bewacht werden. Ein halbwegs gewandter Turner könnte schon den Zugang „forcieren“ und mancher Romeo hat schon halsbrechendere Kunst- stücke aufgeführt, um zu seiner Liebsten zu gelangen, als es das Erklettern dieses Nestes wäre. Aber gut- bewachte Prinzessinnen haben von Wegelagerern nichts zu befürchten, und — ein Romeo hat hier nichts zu suchen.

Noch höher hinauf, und wir gelangen zu einem Bergwerk mit interessanter Waldbahn. Oben werden die Wagen beladen und rollen dann auf einem steilen Geleise an einem Drathseil tief hinab bis zum Prahora-Ufer, im Sinken durch ihr Gewicht den leeren Wagen von unten herauf ziehend. Ein paar Pferde schleppen dann den leeren Wagen auf Schienen bis zur Stelle des Aufladens und von da zurück bis zum Drathseil. Das Anspannen besorgt das obenerwähnte zwölfjährige Sachsenmädcl, das uns auf alle unsere Fragen verständig Bescheid giebt. Auch eine Meierei mit Musterwirtschaft liegt auf der Höhe. Tiefer unten auf dem anderen Ufer des Pelesch sind die Stallungen mit den prächtigen Reit- und Wagenpferden der Prinzessin oder der jungen Königin, wie hier die Leute sagen, die als verwegene Reiterin von der ungarischen Dienerschaft natürlich angebetet wird. Aber auch in der übrigen Bevölkerung erfreut sich die junge Frau, ein blondes Rasseweib von prächtigem Wuchs und Mutter ebenso blonder, reizender Kinder, grosser Beliebtheit.

Von der Königsfamilie spricht hier, wie auch in Bukarest, natürlich jedermann. Der dynastische Sinn der Rumänen, mit dem in den Zeitungen bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit paradiert wird, ist selbstverständlich Flunkerei. Aber das persönliche Ansehen des Königs ist gleichwohl gross und die bösaartigen Angriffe, denen er lange Zeit in der antidynastischen Presse ausgesetzt war, finden kein Publikum mehr und haben demzufolge aufgehört. Es wird noch hier und da gemurrt, der „Preusse“ habe sich ein Vermögen gemacht, während das Land verarmt sei, aber kein ernsthafter Mensch kann diese Anklage aufrechterhalten, und so hat sie auch, als sie jüngst von Bernard Lazare in einem vehementen Artikel der „Aurore“ wiederholt wurde, gerechte Erbitterung auch bei den Juden erregt, deren Sache mit solchen unzulässigen

Ausfällen wahrlich nicht gedient wird. Der König ist ein musterhafter Wirt und zieht aus den ihm von den Liberalen bewilligten Krondomänen natürlich grossen Nutzen. Aber niemand hindert die leichtsinnigen Bojaren mit ihren Latifundien, das Gleiche zu thun, wobei sie sich an dem Könige nur ein Muster nehmen und dabei auch etwas für ihre im Elend verkommenden Bauern thun könnten. Man muss im Gegenteile dem Könige Dank wissen, dass er diesem Lande zeigt, was Sparsamkeit und Sorgfalt in der täglichen Lebensführung bedeuten, und dass einzig und allein die landesübliche Lüderlichkeit die schwere, irreparable Notlage der Bevölkerung, wie die unheilbare Krise der Staatsfinanzen verschulden. In die Hymnen der offiziellen Lobredner des Königs braucht man drum noch immer nicht einzustimmen. Der König hat als kluger Mann für das Wohl seiner Familie gesorgt, im übrigen aber nicht den Versuch gemacht, nach dem Vorbilde anderer Hohenzollern, vor allem mit eiserner Strenge Zucht und Rechtlichkeit in das orientalisch verrottete Land einzuführen. Ein Hohenzoller war es, Friedrich Wilhelm I., der Vater Friedrich des Grossen, von dem das heilige Donnerwetter losging gegen die Leute mit der Devise „Giebst du mich die Wurscht, so löscht' ich dich den Durscht“, und wenn die preussische Verwaltung heute noch für die ganze Welt als Muster eiserner Pflichterfüllung und Redlichkeit dienen kann, so ist das ihm und dem Hohenzollerngeiste seiner meisten Nachfolger zu verdanken. Aber die gerechte historische Kritik darf auch nicht vergessen, dass die Position eines absoluten Herrschers aus angestammtem Fürstenhause eine ganz andere ist, als die eines gewählten Fürsten in einem soi disant-Verfassungsstaate. Bei grösserer Strenge und milderer Nachsicht gegen die eingewurzelten Laster der regierenden Klasse hätte König Carol unzweifelhaft mit seiner Krone gespielt und, um davongejagt zu werden,

ist er ja schwerlich von seinem Sigmaringen nach Rumänien übersiedelt. In seiner grossen Klugheit hat der Monarch zunächst durch die Abnutzung der nichtsnutzigen Parteien für die Stärkung der königlichen Gewalt an und für sich gesorgt; einem seiner Nachfolger muss es überlassen bleiben, von dieser Gewalt den richtigen erziehlichen Gebrauch zu machen und dem Lande das zu bringen, was ihm fehlt, weil es in seiner Entwicklung die Stufe des aufgeklärten Absolutismus übersprungen hat.

Dass der Thronfolger der Träger dieser Mission werde, wird im Lande allgemein bezweifelt. Man hält ihn für äusserst beschränkt und unfähig. Nur die ungarischen Kutscher sind anderer Ansicht. Der Kronprinz versteht etwas von Pferden, und das heisst für sie soviel, als dass er ein ganzer Mann ist. Freilich sagt schon Lichtenberg: „Das Einzige, was die Fürsten gut lernen, ist das Reiten — weil das Pferd nicht nachgiebt“. Aber vielleicht hat das Stallpersonal recht, und das, was Rumänien zunächst braucht, ist ein Mann, der fest im Sattel sitzt.

Wirklich undankbar scheint mir die öffentliche Meinung gegen die Königin zu sein. Wenn irgend jemand dem Lande Sympathieen zugewandt hat, so war es diese Künstlerin und schöne Seele auf dem Königsthron. Aber der Klatsch heftet sich an kleine Eigenheiten der hohen Frau, erzählt schmunzelnd von ihrer „Exaltiertheit“, die sie veranlasst, in Konzerten sichtbar dem Takte der Musikstücke zu folgen, von ihrer extremen „Schönseligkeit“ für die dem grobkörnigen, nur in äusserem Schliff glänzenden Halbbarbaren natürlich das Verständnis fehlt. Die Wahrheit ist, dass die Königin von einer rührenden, fast hilflosen Güte ist, die niemand leugnet, jedermann aber gern missbraucht, und das sie in einer ganz unwirklichen, erträumten Welt lebt, umspinnen von den Melodien der Tonmeister, denen sie

mit einer die ausübenden Künstler oft erschöpfenden Ausdauer huldigt. Sie ist eine Kennerin der gesamten Kammermusik und liebt namentlich Mozart mit einer Liebe, wie sie nur die allermusikalischsten Naturen für diesen nach neuester Theorie „primitiven“, in Wahrheit aber göttlichsten aller Meister aufbringen. Auf ihre Neigung zu allem Poetischen rechnete die Hofintrigue, als sie den kleinen aber staatsgefährlichen Roman zwischen dem Thronfolger und jener Hofdame spann, der dann fast zu einem Zerwürfnis zwischen dem klarsehenden König und der schwärmerischen Königin führte. Heute, wo die junge Königin schon die Herzen oder wenigstens die Phantasie der „Gesellschaft“ gewonnen, ist Gras über jene Geschichte gewachsen, aber man lächelt noch immer über die weltfremde Frau, deren Seele ganz Poesie und deren Herz eitel Güte und Wohlthätigkeit ist. Nur die Künstler, mit denen sie Kammermusik treibt, selber den Klavierpart ausübend, sind ganz entzückt von ihr. Ihren „fast pathologischen Mangel an Urtheil“ bestreiten auch sie nicht.

Am interessantesten ist natürlich für die vielzüngige Fama die elegante, von Lebenskraft und Lebenslust strotzende Kronprinzessin Marie von Edinburgh. Sie ist der Liebling der hohen rumänischen Gesellschaft, unverwundlich, unermüdlich, ein Stück nordischen Frühlings in der Schwüle des rumänischen Sumpflandes. Ihr sonniges Gesicht, ihre Kraft und Grazie sind das Entzücken des für weiblichen Reiz höchst empfänglichen Adels und insbesondere der Armee. Ihre Kinder sind Prachtexemplare gesunden Vollbluts, mit ihren rosigen blonden Köpfchen wirklich überaus herzig. Sie sind alle der Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten.

Von der Politik hält sich die Familie mit Ausnahme des Königs ganz fern. Der König selbst allerdings ist in alle Details eingeweiht und hat namentlich die Leitung der auswärtigen Politik ganz in den Händen. So ist

denn auch die Diplomatie stets in seiner Nähe zu finden und noch ehe die Saison in Sinaia beginnt, folgt der ganze diplomatische Stab dem König in das Gebirg. Vermutlich mit grosser Freude. Das Hotel Ungerth in Sinaia könnte zur Speisezeit ganz wohl einen kleinen Kongress veranstalten. Selbst Markgraf Pallavicini, der Vertreter Oesterreich-Ungarns, der eine besondere Villa in Sinaia bewohnt, nimmt das Dejeuner mit den übrigen Diplomaten ein. Nach dem Speisen lustwandelt dann die ganze Gesellschaft im Kurpark bei den Klängen der Militärmusik, die nicht übel konzertiert und auch ein reichhaltiges Programm hat. Der Park mit seinen lauschigen Plätzchen und zahlreichen Ruhebänken ist in der Hochsaison natürlich der Rendezvous-Platz der eleganten Welt, das Wort Rendezvous-Platz in jedem Sinn genommen. Es wird viel geflirtet wie überall in Rumänien, so insbesondere in Sinaia. Man kommt leidlich restauriert aus den Bädern, man giebt sich und seinen Putz zum besten, natürlich auch die landesübliche Schminke, die auf keinem „eleganten“ Gesichte fehlt. Die Chronique scandaleuse wird von der Chaussee Kisselew in Bukarest in den Kurpark von Sinaia übertragen, nur skandalisiert man sich in dem toleranten Lande nicht allzusehr dabei. Es ist ein fideles Leben, nicht eben geeignet, fidele Köpfe zum Nachdenken zu bringen über den Untergrund, auf dem sich das alles bewegt. Wer nach einer Reise durch das ganze, ausgesogene, im Raubbau verwüstete Land hierherkommt und der halbtierischen, elenden Bauern gedenkt, die das Kriegsmaterial für all diesen Aufwand der eleganten Gesellschaft beschaffen müssen, der wird freilich manchmal nichts weniger als heitere Anwandlungen haben. Aber die Augen für diese Kontraste hat nur der Fremde. Der Einheimische, vom Glück Begünstigte merkt nichts von dem Vulkan, auf dem er tanzt, oder besser gesagt von der Gebrechlichkeit des Fahrzeugs, in dem er seine

Orgien feiert. Denn von unten, erdbebenhaft wird die Erschütterung nicht kommen, der verelendete Bauer hat die Kraft nicht zur Auflehnung und, wenn es hie und da einmal zu Hungerkrawallen kommt, so sorgen die Repetiergewehre schnell für die nöthige Ruhe und „Ordnung“. Aber von aussen, von der nächsten Sturzwelle einer Wirtschaftskrise wird der Zusammenbruch kommen, und dann wird das zärtliche Flüstern unter den Bäumen des Parks von Sinaia seltener werden oder ganz verstummen. Droben aus dem Klostergang, wo deutsche Arbeiter über den schattenhaft dahinhuschenden Popen auf dem Gerüste thätig sind, das verblasste Gold des Gesimses zu erneuern, tönt deutscher Gesang. Soll er uns andeuten, wer einmal berufen sein wird, die Erziehung der Balkanvölker zu übernehmen, wenn der allgemeine Bankrott die vorläufige Unmündigkeit dieser jäh emanzipierten Nationen erst dargethan haben wird? Deuten wir nicht. Heute lacht die Sonne in dies herrliche Thal und lässt die Tannen ganze Wolken des erquickenden Harzgeruchs entsenden. Und die Waldberge und der gewaltige blaue Buchnes blicken gleichmütig herunter, als wollten sie mit dem rumänischen Sprichworte sagen: „Das Wasser fließt ab, die Steine bleiben.“

Die Judenfrage.

Es wird wohl niemand erwarten, dass ich hier vom Westler-Standpunkte an den eingepferchten Juden des Ostens ästhetisch-soziale Kritik übe. Die Spuren des Ghetto sind auch im Westen noch nicht so sehr verwischt, dass man der Kuriosität halber die Züge des Ghettojuden festhalten müsste. Im Uebrigen kann sich jedermann a priori sagen, dass Armut, Unbildung und vollkommene Isolierung im Osten eben so unerfreuliche Folgen gezeitigt haben, wie einst im Westen; bei der Barbarei der umgebenden Völker nur noch viel unerfreulichere. Man sagt, jedes Land habe die Juden, die es verdient. Ich bin nicht der Meinung. Ich glaube, dass es kein Land giebt, das nicht viel bessere Juden hat, als es verdient. Auch Engel, die vom Himmel herunter in zweitausendjährigen Druck und Verfolgung gestiegen wären, könnten in der langen Zeit des Elends ihre himmlische Reinheit nicht bewahrt haben. Die Juden sind nichts weniger als Engel. Sie sind als Handelsleute mit den Römern nach dem Norden gekommen und leiden auch heute noch unter den Folgen der Verachtung, die sie mit dem Römer gemeinsam für die barbarischen Völker des Nordens gehabt hatten. Der Römer verschwand in der Kolonie, wurde Herr oder Knecht, wie es eben kam; der jüdische Handelsmann hielt sich abseits in antikem, nationalem und konfessionellem Hochmut, wie heute noch der Engländer in Indien und Egypten. Die Exklusivität

wurde ihm schrecklich vergolten. Geistlicher Intoleranz war es ein Leichtes, abergläubischen Hass gegen den sich selbst isolierenden seltsamen Fremden zu erregen. Er wurde in die Ghetti gesperrt, verfolgt, gemordet und geplündert. Noch immer verliess ihn sein Hochmut nicht, jenes innere Bewusstsein einer intellektuell-moralischen Ueberlegenheit; auch als schon seine Seele die tiefen Spuren der Depravation unter dem beständigen Drucke der Todesangst zeigte, war es für sein Gefühl noch immer der Besitzer der reinen Lehre und der Christ nur der notdürftig gezähmte Heide. Unterdes entwickelten die christlichen Völker eine hohe wissenschaftliche, künstlerische und politische Kultur, von der die Eingesperrten völlig ausgeschlossen waren. Der Barbar wurde Kulturmensch, Erbe der klassischen Antike, der Jude degenerirte körperlich und seelisch in der Entfernung von der Scholle, in der Einseitigkeit spekulativen oder merkantilen Metiers und unter den Folgen beständiger Inzucht. Nun riss die Demokratie die Ghettomauern nieder und plötzlich standen sich zwei Menschenarten gegenüber, die einander ganz fremd geworden waren: Der in der Freiheit hochentwickelte einstige Barbar und der im Elend herabgekommene einstige Cerebralmensch. Von der einstigen Ueberlegenheit war nichts geblieben als eine Gehirnstruktur die zur intellektuellen Beschäftigung hinwies, und eine Ambition, die sich aufs heftigste verwahrte gegen das Untersinken in der Masse der unteren Klassen. Die Einseitigkeit der beruflichen Ausbildung hatte aber nur eine einzige schmale Wendeltreppe für den Aufstieg in die Oberklassen übrig gelassen, über die nun alles, was Glieder hatte, drängte. Die Zugänge verstopften sich bald, die Zurückbleibenden mussten versuchen, interimistisch auf jede denkbare Art ihr Leben zu fristen. Den Anspruch in die Höhe zu kommen aber gaben sie keineswegs auf. So entstanden diese komisch-ärgerlichen Karrikaturen der

kleinen Handelsleute oder Handwerker, die in ihren Sabbathkleidern die oberen Klassen parodierten, das jüdische Zierbengeltum der Handlungskommis, die mit den aufgeschnappten Brocken der Halbbildung paradieren, Übergangerscheinung, die in der Freiheit bald verschwinden werden, wenn erst das jüdische Element sich ebenso nach natürlicher Begabung gegliedert haben wird, wie das nichtjüdische und die naive Anmassung, zu den Oberklassen zu zählen, bei allen jenen sich verloren hat, die durch nichts für eine solche Position qualifiziert sind. Bis dahin wird der unbefangene Beobachter zwar Anstoss nehmen an der Karrikatur des Kulturmenschen, als welche sich der Jude vielfach präsentiert, aber bei hinreichender historischer Schulung wird er die sonderbare Erscheinung begreifen und tolerieren. Er wird vielmehr mit Erstaunen wahrnehmen, wie rasch der Verjüngungsprozess bei zahllosen Juden sich vollzieht, und wird die ungebrochene moralische Kraft schätzen, die im tiefsten Elend diese Armen doch vor dem Versinken in Prostitution und Trunksucht behütet hat. Er wird das Bedürfnis nach prunkvollen Toiletten und hochtrabender Sprechweise als den Ausfluss der sozialen Ambition verstehen und den Mangel an Geschmack aus dem Mangel ästhetischer Schulung erklären. Er wird die körperliche Verwahrlosung, den Schmutz und die leibliche Trägheit der Besitzlosen auf die Hilflosigkeit und Erschöpfung eines manuell ganz ungeübten Theologen- und Handelsvolks zurückführen und statt indigniert zu sein, lieber über die Mittel der Abhilfe nachdenken. Mich haben weder die geputzten Jüdinnen von Bukarest und Jassy durch ihre Brillantohrringe aus der Fassung bringen können, noch die schmutzigen Kinder und faulen Weiber der Elendsquartiere der Moldau in Entrüstung versetzt. Das sind alles selbstverständliche Erscheinungen der Herabgekommenheit, die aber keineswegs organisch und

unabänderlich ist. Vernünftige Belehrung und Hilfe, geduldige Erziehung durch die Fortgeschrittenen können und werden Wunder wirken.

Ich will auch hier nicht mit den Beweisen für die von den rumänischen Offiziösen geleugnete Aus-
hungerungs- und Ausrottungspolitik gegen die Juden aufwarten. Wer sich für diese Frage interessiert, findet die Beweise in den Broschüren „China auf der Balkanhalbinsel“, „Die Judenfrage in Rumänien“ u. a. in Hülle und Fülle. Hier nur so viel, dass alle die Anklagen gegen die infernalische Politik der rumänischen Regierungen auf Wahrheit beruhen, dass zwar das rumänische Volk im grossen und ganzen von Antisemitismus frei ist und systematisch erst dazu erzogen werden muss, sich an dem Boykott gegen jüdische Kaufleute und Handwerker zu beteiligen — ich habe die offizielle Broschüre selbst in der Hand gehabt, in welcher der Bauer über die Schändlichkeit der Juden belehrt wird — dass aber die regierende Klasse kein Erbarmen kennt und rücksichtslos an der Vernichtung der jüdischen Bevölkerung arbeitet. Auch in dieser Klasse ist von eigentlichem konfessionellen oder nationalen Hasse nichts zu verspüren. Die Judenverfolgung ist eine rein wirtschaftlich-politische. Man muss bedenken, dass die regierende Klasse in Rumänien bei der völligen Apathie der Bauernschaft im ganzen aus sechzig bis achtzigtausend Familien besteht, dass diese sich in alle besseren Positionen teilen und dabei sich ihrer landesüblichen Laster, der Faulheit, Bestechlichkeit und Unsolidität sehr wohl bewusst sind. Solange Europa die rumänischen Finanzen immer wieder nachfüllt, denken die glücklich Soutenierten auch gar nicht daran, sich das Leben saurer werden zu lassen. Nun drängt da eine jüdische Bevölkerung von gleichfalls fünfzig bis sechzigtausend Familien an die Pforte der behaglichen Existenz. Der Jude ist nüchtern, fleissig und auch an Redlichkeit

der übrigen Balkanbevölkerung weit überlegen. Diese unbequeme Konkurrenz muss also abgehalten werden. Die Verweigerung der politischen Rechte allein genügt dazu nicht, das wäre nur ein Aufschub, denn eine wirtschaftlich kräftige Klasse erzwingt sich immer auch den Zugang zu den politischen Rechten. Die Juden müssen ganz ausgerottet, aus dem Lande hinausgehungert werden. Erst dann ist diese Mischung von Armeniern, Griechen, Kutzowlachen, Zigeunern und Rumänen, aus welchen sich die regierende Klasse zusammensetzt, davor sicher, von überlegenen Konkurrenten aus ihren Positionen hinausgeworfen zu werden. Rechtsgefühl darf man bei diesem Balkankehricht nicht suchen, auch Wahrheitsliebe nicht. Rumänien ist ein Staat, in dem das verworfenste Element der Bevölkerung das Heft in den Händen hat, ein Element, das vor gar keinem Verbrechen zurückscheut. Gelegentlich, namentlich wenn sich wieder ein Bedürfnis nach europäischen Anleihen herausstellt und man die Finanziers, unter denen es doch viele Juden giebt, ein wenig beschwichtigen will, werden Toleranzkomödien aufgeführt, oder die im Lande lebenden Juden gezwungen, gegen wahrheitsgetreue Schilderungen ihrer Lage in der ausländischen Presse zu protestieren. Im Lande aber bleibt alles beim alten und ein Metier nach dem andern wird als Monopol für die Vollbürger in Anspruch genommen, so dass den Juden wirklich nichts übrig bleibt, als zu verhungern. Diese Abschachtung auf trockenem Wege ist zwar die grösste Nichtswürdigkeit, die sich denken lässt: von dieser Klasse ist aber anderes gar nicht zu erwarten, und jede Hoffnung auf eine Änderung ist als gänzlich illusorisch abzuweisen. Die Berliner Kongressmächte könnten zwar den Schein einer Änderung erzwingen, aber man würde ein paar kleine Krawalle gegen die Juden inszenieren und dann sich hinter der sogenannten öffentlichen Meinung gegen jede Reform verschanzen.

In Rumänien schiesst man zwar auf die hungernden Bauern, wenn sie einmal unbequem werden, aber wenn es sich um die Juden handelt, genügt jeder Haufen bezahlter Schreier, um den Regierenden den Vorwand zu liefern, weiter zu verweigern, was sie garnicht zugestehen wollen. So wird der Jude, ganz wie der Bauer, weiter Militärdienste leisten und Steuern zahlen, aber ganz wie der Bauer von allen Rechten, nicht wie dieser nur faktisch, sondern auch rechtlich ausgeschlossen sein. Er darf ausserhalb der Städte keinen Grundbesitz erwerben, in keiner Landgemeinde wohnen, in Bälde auch kein Handwerk mehr treiben, sobald es einem Rumänen beliebt, ihn zu verdrängen. Das alles nicht, weil er Jude ist, bewahre, in Rumänien gilt jede Religion als gleichberechtigt; sondern weil er, obgleich im Lande geboren, obgleich er dem Lande unter der Waffe gedient hat und keinem anderen Staate angehört, „Fremder“ ist. Das Staatsbürgerrecht kann er aber nicht erlangen, denn die regierende Klasse hält eifersüchtig daran fest, dass jedes einzelne Gesuch um Naturalisation vor die Kammer gebracht und dort durch Ballotage angenommen oder verworfen werde. Ein Gesetz, das genau die Bedingungen vorschreibt, die zu erfüllen sind vor der dann aber eo ipso erfolgenden Aufnahme in den Staatsbürgerverband, giebt es nicht, weil ein solches Gesetz garnicht auszudenken wäre, das nicht mit einem Schlage wenigstens vielen Tausenden der unbequemen Juden die Staatsbürgerrechte verschaffen würde. Nur derjenige ist imstande, die Naturalisation zu erlangen, der persönlich die Mehrheit der Kammermitglieder auf seine Seite zu bringen versteht, und seit 25 Jahren sind nicht mehr als einige hundert Naturalisationen erfolgt. Wenn trotzdem die Berliner Kongressmächte sich diese freche Verhöhnung ihrer Bestimmungen gefallen lassen und gegen den kaltblütigen Massenmord nicht Einspruch erheben, so liegt das daran, dass man dem Könige keine Unannehmlichkeiten machen will,

diesem Könige, der von der regierenden Räuberbande als Geisel gegen Europa gehalten wird, und dass einige Diplomaten, wie beispielsweise der Pole Goluchowski, den Rumänen ein freundliches Angedenken bewahren, das in sonderbarem Kontrast steht zu der Schätzung, die er selbst dort hinterlassen hat; liegt vielleicht auch daran, dass man heute in Europa sich für Juden nicht sonderlich zu echauffieren liebt, wie ja auch Fürst Bismarck die Judenfrage nur benutzt hat, um auf Rumänien einen Druck auszuüben, damit es den deutschen Gläubigern die Stroussberg-Aktien hundert Millionen über dem Kurse abkaufe. Das Interesse der jüdischen Finanziers war wichtiger, als das Schicksal einer viertel Million armer Juden. Den Juden ist nicht zu helfen, wird nicht geholfen werden. Sie müssen elend zu Grunde gehen, soweit es ihnen nicht gelingt, auszuwandern und in einem anderen Lande ihr Fortkommen zu finden.

Man sollte nun denken, diese Auswanderung wäre doch eine leichte Sache. Ein Mensch, der garnichts zu verlieren hat, ist leicht von der Scholle wegzubringen. So leicht geht es aber dennoch nicht. Zunächst möchte die Regierung die Juden zwar ausrotten, aber sie möchte nicht, dass diese dabei allzu laut schreien. Sie sollen stumm verenden. Auswandern darf also nur jener, der einen ordnungsmässigen Auswandererpass — hinaus, aber nicht mehr zurück — besitzt. Diesen Pass vermag sich der ärmste Jude überhaupt nicht zu verschaffen. Selbst wenn er ihn aber hätte, wäre ihm noch sehr wenig geholfen, denn wohin er sich wendet, droht ihm überall die Abschiebung, wie das ja begreiflich ist, da kein Land Sehnsucht nach einer Vermehrung seiner proletarischen Bevölkerung hat. Es giebt nur eine Rettung für ihn, die sehnstichtig erhoffte, wie das grosse Los begrüsst — Schiffskarte. Ist es einem Verwandten von ihm gelungen, draussen in Amerika als Schneider, Schuster, Anstreicher oder Tagelöhner soviel zu er-

übrigen, dass er die Schiffskarte für ihn aufbringen und ihm senden kann, so ist er gerettet. Er packt sein schmales Bündel und schliesst sich einer jener Gruppen an, die allwöchentlich gemeinsam das Land verlassen. Strapazen, Hunger, Mühsal werden nicht geachtet, nur hinaus, nur fort von dem „Wulech“ (Wallachen), wie er seinen Verfolger nennt; er ist dann der Glückliche; die zurückbleiben müssen, sind die Bedauernswerten. Allwöchentlich verlassen Trupps von 200—400 Menschen das Land. In zwei Jahren sind bereits 40 000 hinüber nach Amerika und noch versiegt die Flut nicht. Schon herrscht in Bukarest empfindlicher Arbeitermangel, es ist kein Schneidergeselle mehr aufzutreiben, die Wohnungen stehen leer, Häuser kommen unter den Hammer, Hypotheken werden wertlos. Aber die Stauung ist unmöglich. Und es sind natürlich die Tüchtigsten, die zuerst den Wanderstab ergreifen. Die „Jewish Colonisation Association“, welche die Auswanderung organisiert, nimmt niemanden, der sich an den Kosten nicht mit der Summe von mindestens 150 Francs beteiligen kann, nicht aus Hartherzigkeit, sondern mit Rücksicht auf die amerikanischen Einwanderungsgesetze. In den Monaten Mai und Juni sind von den Auswanderern hunderttausend Francs an die Zentrale nach Paris gesandt worden; allwöchentlich fliessen weitere 20 000 Francs ab. Das alles wird aus dem ohnehin geldarmen Lande gezogen, von dem wirtschaftlich noch nicht ganz verelendeten Teile der jüdischen Bevölkerung. Nach einigen Jahren werden nur noch die Allerärmsten und die paar Grosspächter im Lande geblieben sein, eine hübsche Bescherung für ein Land, das selber rettungslos dem Bankrott entgegengeht und ihn durch solche Politik beschleunigt.

Bernard Lazare hat in seinem vehementen „Aurore“-Artikel über Rumänien den Juden den Rat gegeben, politisch revolutionäre Propaganda zu machen und sich

mit den Bauern gegen die gemeinsamen Bedrücker zu verbünden. Die Judenschaft des Landes ist doch zu ortskundig, den heroischen Rat des Pariser Makkabäers zu befolgen. Der rumänische Bauer ist politisch absolut indifferent. Drückendere Steuern können ihn zur Revolte bringen, der Hunger zu tobsüchtiger Verzweiflung treiben; für eine politische Idee lässt er sich nicht in Bewegung setzen. Ja, wer ihm versprechen könnte, dass er das Herrenland erhalte, wenn er marschieren, oder wer irgendwie seinen grenzenlosen Aberglauben ausnützen würde, könnte ihn zu sinnlosen Gewaltthaten verleiten. Eine politische Organisation aber, eine schlagkräftige Partei mit ihm zu schaffen, ist so unmöglich, dass die blosse Erwähnung des Planes schon den Verständigen ein Lächeln entlockt. Man könnte ebensogut gedrückten Knechten raten, sich mit den gleichfalls gedrückten Ochsen gegen ihren Herrn zu verbünden. Auf diesem Wege ist das Heil nicht zu finden. Am ehesten ist eine Besserung noch davon zu erwarten, dass die regierende und besitzende Klasse merkt, welche Verheerungen der reissende Strom der Auswanderung an ihrem eigenen Leibe anrichtet, und dann das Los der noch Zurückgebliebenen erleichtert. Bis dahin muss man zu retten suchen, was zu retten, ist und so grausam es klingen mag, einen grossen Teil der Erlösungsarbeit dem Würgeengel des Hungertyphus überlassen.

Jüdische Wohlfahrtsbestrebungen.

Man darf auch dem Bösewicht nicht Unrecht thun. Es wird niemandem einfallen, die rumänische Regierung von dem Vorwurf einer antisemitischen Ausrottungspolitik freizusprechen, aber wenn behauptet würde, das Judenelend stamme ausschliesslich von dieser Politik her, würde man denn doch eine Ungerechtigkeit begehen. Das Judenelend bestand, bevor die Regierungen noch auf der schiefen Ebene der nationalistischen Politik Schritt um Schritt weiter in die Tiefe geraten sind. Lange Jahre war vom Antisemitismus überhaupt nichts zu verspüren. Vor zehn Jahren konnten die Juden noch rumänische Patrioten sein -- die seltsamen Käuze sind es heute noch und gründen in Amerika rumänische Schulen! -- aber das Judenelend bestand auch damals, wenn auch nicht in so entsetzlicher Weise. Füglich ist es so schrecklich doch erst geworden nach der grossen Agrarkrise von 1899, für die nicht eine Regierung verantwortlich gemacht werden kann, sondern die ganze nichtsnutzige Wirtschaftspolitik der herrschenden Klassen. Ja, ich gehe noch weiter. Galizien kennt die rechtlichen Beschränkungen der Juden überhaupt nicht, und das Elend ist dort nicht so sehr viel geringer als in Rumänien. In der Bukowina giebt es nicht einmal faktischen Antisemitismus, zahlreiche Juden befinden sich in hervorragenden Stellungen und in allen Vertretungskörpern, und doch giebt es auch dort ein Judenelend, wie es im europäischen Westen ganz unbekannt ist. Die Ursachen

der jüdischen Proletarisierung müssen also auch anderwärts und nicht bloss in Regierungsmassregeln gesucht werden. Es giebt eine innere Judennot im Osten, die auch durch blossе Regierungsmassnahmen nicht zu beseitigen sein wird.

Das innere Ghetto ist die wahre Ursache des Judenelends. Dies innere Ghetto besteht in der körperlichen Verwahrlosung, der einseitig theologisch-spekulativen Denkweise und der vorwiegend merkantilen Beschäftigung der Mehrzahl der Juden, endlich in der Zusammenpferchung in die Städte. Gewiss, gerade in der Moldau ist auch ein Teil der Juden in den Handwerken beschäftigt und beispielsweise in der Schneiderei gelten sie als die besten Arbeiter. Aber im allgemeinen wird die jüdische Arbeit nicht besonders geschätzt und man schlägt die Ausführung irgend eines gewerblichen Auftrags vielfach nur deshalb jüdischen Handwerkern zu, weil sie am billigsten, fast unter dem Kostenpreise, arbeiten. Mit Ausnahme der „vornehmen“ Schneidergehilfen sind die jüdischen Handwerker keine besonderen Meister ihres Fachs, wie Leute, die nur mangels einer anderen Erwerbsgelegenheit wider Willen der geringer geachteten Beschäftigungsweise sich zuwenden. Wer solide Arbeit haben will, auch der wohlhabendere Jude, wendet sich an den Deutschen, der freilich besser bezahlt werden muss und auch gern bezahlt wird. So lässt es sich erklären, dass die ohnehin nur um Hungerlöhne arbeitenden Juden bei der allgemeinen Erwerbsstockung nach 1899 auch ohne alle Ersparnisse dastanden.

Soll also den Juden gründlich geholfen werden, so genügt es garnicht, auf die Aufhebung der ihren Aufenthalt und ihre Erwerbsweise beschränkenden Gesetze hinzuwirken — in Galizien bestehen diese Gesetze nicht und die Mehrzahl der Juden ist dennoch verelendet — man muss ihnen auch aus dem inneren Ghetto der Einseitigkeit ihrer Berufe heraushelfen und sie zu tüchtigen

Meistern ihres Fachs erziehen, die sich ihrem Metier vollständig hingeben und nicht nur in den Nebenstunden, die das Talmudstudium frei lässt. Man muss sich da auch von falschen Sentimentalitäten frei machen. Nichts berechtigt dazu, in jedem Judenknaben eigentlich einen Theologen zu sehen, dessen Beruf es wäre, kontemplativ zu verdauen oder nur in lukrativen Geschäften sich zu bethätigen. Der einseitigen Beschäftigung mit der Gottesgelahrtheit verdanken diese armen Schlucker ihre engen Brüste und schwachen Gliederchen, den ewigen „Geschäften“ den unangenehmen Zug von Verschmitztheit, der so vielfach den Antisemitismus erst erzeugt. Der Jude muss wieder Freude an körperlicher Thätigkeit erlangen, sich manuelle Fertigkeit aneignen und aus einem engbrüstigen Stubenpflänzchen ein kraftvoller Mensch werden. Die ewige Diktatur der Talmudisten hat eine ganz falsche Wertung der menschlichen Fähigkeiten zur Folge gehabt, die durch eine rationellere ersetzt werden muss. Man kann auch zuviel „Kopf“ haben. Andere Qualitäten sind zur Förderung des Glücks und der Zufriedenheit zweifelsohne wichtiger, als die Kunst spitzfindiger Dialektik; dahin rechne ich Kunstfertigkeit, körperliche Ausdauer, Reinlichkeitssinn, Naturkenntniss und -Verständniss. Wer den Juden aus der Verkümmernng der besten Organe heraushilft, ist ein grösserer Wohlthäter, als wer durch endlose Almosen die ohnehin zahlreichen Schnorrerexistenzen noch zu vermehren beiträgt.

Es giebt in Rumänien auch unter den Juden schon Leute, die den eigentlichen Sitz des Uebels erkannt haben und mit grosser Opferwilligkeit an dessen Sanierung arbeiten. Einen Mann vor allem muss ich nennen, der wahrlich umsomehr der höchsten Ehren würdig ist, als er in aller Stille an dem Werk der Erziehung seiner Glaubensgenossen arbeitet, Dank weder erwartet, noch erntet, und eher auf das Missfallen als auf die Anerken-

nung von seiten der Behörden rechnen kann. Es ist der Industrielle Adolph Salomon in Bukarest, der Gründer der Handwerkerschule Giocanul (der Hammer). Weit draussen in der Vorstadt, wo schon die europäische Pflasterung der Strassen längst ein Ende hat, im Quartier der allerärmsten Juden, erheben sich hinter einer Mauer und einer weiten Wiese, die als Exerzierplatz dient, zwei mehrstöckige Gebäude, die Werkstätten und Schulräume des Giocanul. Wir treten in die Werkstätte ein. Lustiger Hammerschlag empfängt uns. Stämmige Jungen von 14—17 Jahren üben die Schlosserei aus. Ein stattlicher Herr von deutschem Typus wird uns vorgestellt. Es ist der erste Meister, Herr Georg Trippel aus Hildesheim, wie wir bald erkennen, ein trefflicher Pädagog und ein Künstler in seinem Fach. Ihm zur Seite stehen der Klempnermeister Riedmüller und der Tischlermeister Gürtlinger, ebenso gut gewählte Lehrkräfte. Es sind alle drei Deutsche, die bei ihren Zöglingen nicht bloss auf die handwerkliche Geschicklichkeit, sondern auch auf Ordnung, Disziplin und Sauberkeit sehen. Es müssen diesen armen Judenknaben ja auch die ersten Elemente weltlichen Benehmens beigebracht werden. Die Unterrichtssprache ist deutsch; Jargon wird nicht geduldet. Wir haben den dritten Jahrgang vor uns, sind aber erstaunt, kleine Meisterwerke der Kunstschlosserei und Schmiedekunst bei diesen jungen Burschen zu finden. Die Erklärung ist einfach. Nicht wie in den Werkstätten wird hier ein Teil der Lehrzeit in Besorgungen für Meister und Gesellen vertrödelt, sondern es wird immerfort gelernt. Wer sich nicht eignet für das Fach, wird abgestossen. So leisten diese Schüler des dritten Jahrgangs durchschnittlich Gutes, einzelne hervorragend Schönes. Es fertigt sich jeder von ihnen die Zeichnungen selbst an, nach denen er arbeitet, und einzelne zeigen erstaunliche künstlerische Fähigkeiten. In keiner Werkstätte könnten sie annähernd das Gleiche lernen, abge-

sehen davon, dass es für diese armen jüdischen Knaben ein wahres Martyrium wäre, unter nichtjüdischen Gesellen und Kollegen die Lehrjahre verbringen zu müssen. Unser norddeutscher Landsmann, der Meister Trippel, kann nicht Worte des Lobes genug finden für den Ernst, Arbeitseifer und Lerntrieb seiner Truppe. Er ist der Ueberzeugung, dass jeder von ihnen seinen Mann stellen wird, wohin immer er auch komme. Wohin aber kommen die meisten? Natürlich nach Amerika. Und zwar früher als gut wäre. Die wenigsten von ihnen halten — das Hungern volle vier Jahre aus. Und buchstäblich unter Hungersqualen erlernen die armen Burschen ihr Handwerk. Die Schule thut, was sie kann, den Aermsten wenigstens ein karges Mittagsbrot zu verabreichen, aber weit reichen ihre Mittel natürlich nicht. So lassen die Zöglinge, einmal bis zu einer gewissen Fertigkeit gediehen, sich nicht mehr halten und gehen übers Meer, für sich und ihre Eltern Brot zu verdienen. Es ist schade, denn Meister Trippel wäre ganz der Mann, aus der Handwerkerschule eine Meisterschule zu machen. Es ist eine Freude, zu sehen, wie diese Burschen mit den schweren Hämmern und Zangen am glühenden Eisen hantieren. Um diese braucht man sich nicht mehr zu sorgen. Ich fragte einen, ob er nicht lieber Handelsmann geworden wäre. Ein verächtliches Achselzucken war die Antwort. Der liebt sein Handwerk, der wird nie mehr ein Pfuscher werden.

Wir steigen eine Treppe hinan. Wieder ein hoher, luftiger Saal. Die Jungen sind etwas weniger stämmig. Es sind die Klempner oder Spengler. Einer zeigt uns eine Fontäne, die ganz seiner Hände Werk ist. Alles saubere, solide Arbeit. Im dritten Stockwerk unter dem Dach arbeiten die Tischler. Sie erlernen ihr Fach vom Notdürftigsten bis zum Kompliziertesten. Aus dieser Klasse werden noch Möbel- und Kunsttischler hervorgehen. Während wir von Tisch zu Tisch gehn,

ertönt plötzlich ein schriller Pfiff. Im Nu sind unsere Jungen verschwunden. Eine breite fensterartige Oeffnung führt aus dem Arbeitssaale auf einige starke, an der Aussenmauer des Hauses befestigte Bretter. Von diesen laufen Kletterstangen hinunter bis zum Hof. Wie die Eichhörnchen waren die Burschen an diesen Stangen hinuntergeglitten. In nicht zehn Sekunden war der ganze Saal geleert und auch der letzte drunten bei seinen Kameraden. An jeder Stange waren immer fünf, sechs blitzschnell hintereinander hinuntergeglitten. Es war eine Probevorstellung. Die Feuersgefahr unter diesem Dach ist nicht gering. Eine Rettung über die Stiegen wäre vielleicht nicht allen möglich. So lernen die Burschen sich durch die grosse Fensterthüre retten und üben sich zugleich in einer Sache, für die im Elternhaus gewiss wenig Verständnis vorhanden ist: sich auf ihre körperliche Geschicklichkeit verlassen und scheinbare Gefahren nicht zu scheuen. Ich wiederhole, um die Schüler des Giocanul ist mir nicht bange. Die werden ganze Männer werden und nicht „linkische Juden“.

Ein strammes Exerzieren unter dem Kommando des Aeltesten, und dann ein allgemeiner Ringkampf beendeten die Produktionen der Knaben. Wir verabschiedeten uns von ihren wackeren Meistern mit warmem Dankgefühl. Diese „Arier“ thun mehr für die Beseitigung der „jüdischen“ Kalamität als hundert Hofprediger und Demagogen.

Herr Adolf Salomon, der Schöpfer und die Seele der ganzen Gründung aber denkt noch weiter, als bloss an die Ausbildung der Männer. Er weiss, dass dem Judenelend am besten doch nur von seiten der Frauen gesteuert werden kann. Zu Ordnung und Reinlichkeit erzieht nur die Mutter. Und so erzieht Herr Salomon die künftigen Mütter zu Ordnung und Reinlichkeit. Da

sitzen in der Mädchenschule die kleinen armen Juden-
kinder und lernen vor allem Handarbeiten. Sie müssen
ihre ganze Leibwäsche herstellen, die ihrige und die
ihrer Gewister ausbessern und vor allem von Kopf bis
zu Fuss peinlich rein gehalten sein. Von diesen Kindern
werden zu Hause noch die Eltern erzogen. Jedes Kind
hat ausserdem draussen im Garten einen Quadratmeter
eigenen Grundes. Den muss es bebauen, selbst säen
und selbst pflücken. Die Freude dieser der Natur ent-
fremdeten Kinder beim Pflücken des ersten selbst-
gezogenen Salats oder Rettichs soll rührend sein. So
lernen die Kinder spielend Gärtnerei, Vieh- und Milch-
wirtschaft, lernen waschen und kochen, alles unter
Leitung. Nach vier Schuljahren ist jedes dieser Kinder
eine perfekte Hausfrau, hat aber auch das Nötigste an
Schulbildung erhalten. Dann geht es, wenn möglich, noch
in ein besseres Haus als Dienstbote und es lernt, was
in der Schule nicht gelernt werden kann, die praktischste
Einteilung des Tages im Haushalt. Auch für diese Schule
ist es Herrn Salomon gelungen, treffliche Lehrkräfte zu
finden. Er selbst als Mann des praktischen Lebens und
Feind allen falschen Glanzes hat eine sichere Hand in
der Auswahl der geeigneten Persönlichkeiten.

Leider sind die Mittel, die diesem seltenen Manne
zur Verfügung stehen, viel zu knapp. Er brauchte noch
Summen für die Unterstützung seiner ärmsten Schüler
und Schülerinnen, damit diese nicht vor der Zeit die
Schule verlassen müssen. Ich glaube aber die Aufmerk-
samkeit jener Wohlfahrtsinstitutionen, die sich mit dem
Lose der Ostjuden befassen, noch aus einem anderen
Grunde auf diesen Mann lenken zu sollen. Er wäre
nach meiner Wahrnehmung der einzige, der mit den
geringsten Mitteln noch fünfzig, noch hundert beschei-
denere Handwerksschulen in den verschiedenen jüdischen
Gemeinden des Landes gründen und mit den geeigneten
Lehrkräften versehen könnte. Er würde in jeder solchen

Schule fünfzig bis sechzig Schüler ausbilden können, die dann nicht Pfuscher, sondern tüchtige Handwerker würden, und wo immer in der Welt, nicht bloss in Rumänien, wo man den Juden auch den Handwerksbetrieb unmöglich machen will, unbeanstandet ihr Brot finden könnten. Nur auf diese Weise kann einmal die leidige Judenfrage, die nur eine Metierfrage ist, wirklich gelöst werden.

In Jassy bemüht sich ein Verein unter der Leitung eines praktischen und klugen Mannes, des Bankiers Goldenthal, dem Judenproblem auf noch radikalere Weise beizukommen. Der Verein hat eine Ackerbauschule gegründet zur Ausbildung künftiger Kolonisten. Auch hier ist der eigentliche Lehrer ein weitgereister Deutscher aus der Bukowina, der seine Jungen praktisch und theoretisch ausbildet, sie nicht bloss für die körperliche Arbeit geschickt macht, sondern sie zu perfekten Landwirten erzieht, die auch wissen, was aus einem Stück Land gemacht werden kann, welcher Betrieb sich am besten rentiert. Die Jungen lernen rechnen, lesen und schreiben, lernen Geographie und etwas Volkswirtschaft, sie lernen aber auch etwas von der Wagnerei, vom Korbflechten, Winzerei und alles, was ein Landwirt kennen soll, wenn er nicht ewig den Handwerksmann im Hause haben soll. Ich habe die muntere Schar hoch oben auf einem Felde, das dem Verein gehört, beim Hacken und Graben gefunden. Auch von diesen wird schwerlich mehr einer Stubenhocker, Geschäftsmann oder Talmudist werden. Vor der vollkommenen Verbauerung sind sie aber schon dadurch geschützt, dass sie zu intelligenten Landwirten und nicht zu Tagelöhnern erzogen werden. Auch diese Schule ist jeder Unterstützung wert. Wer aus den verkümmerten Ghettojuden wieder runde, aufrechte Freiluftmenschen macht, verdient eine Bürgerkrone, die ja nicht von einem Potentaten verliehen zu werden braucht. Mir gereicht

es zur hohen Befriedigung, an dieser Stelle diesen wackeren Männern nochmals meine Bewunderung und hohe Achtung aussprechen zu können. Mögen sie auch jener Unterstützung teilhaftig werden, die sie reichlich verdienen bei ihrem Werke der Sprengung des inneren Ghettos!

Die Rumänische Wirtschaft und deren Zukunft.

Als man in den siebziger Jahren einen europäischen Finanzmann vor Kapitalsanlagen in Ungarn mit dem Hinweis auf die kritische Lage des Landes warnte, antwortete er lächelnd: „Ein Loch wird nie da sein, wo heute Ungarn liegt.“ Der Finanzmann hat Recht behalten, nicht aber weil in der That kein Loch entstanden ist, wo heute Ungarn liegt, sondern weil die Ungarn selbst sich plötzlich aufrafften und unter Ausnutzung aller wirtschaftlichen Kräfte des Landes einen konsolidierten Staat schufen. Man könnte das Wort auch auf das heutige Rumänien anwenden. An natürlichem Reichtum fehlt es weder der Donauebene noch dem Hügel- und Bergland des Nordens. An dem Tage, da sich die Bevölkerung oder, besser gesagt, die regierende Klasse zu solider Wirtschaftsgebahrung aufschwingen wird, kann Rumänien nicht nur ein geordneter, sondern sogar ein wohlhabender Staat werden. Freilich ist die Aufgabe der wirtschaftlichen Sanierung in Rumänien viel schwerer, als sie in Ungarn gewesen ist. Der rumänische Bauer ist nicht wie der ungarische ein fleissiger Arbeiter und sorgsamer Wirt, sondern ein Sklave, der seit Jahrhunderten gewöhnt ist, nur das Notwendigste zu leisten, und die regierende Klasse ist weit entfernt von dem grossherzigen Patriotismus der Magyaren, die jede intelligente Kraft willkommen heissen, wenn sie nur mitthun will am Ausbau des nationalen Staates; sie ist engherzig und fremdenscheu.

Aber unlösbar ist die Aufgabe drum dennoch nicht. Sie muss nur am richtigen Ende angefasst werden und es ist immerhin möglich, dass nach einer Katastrophe die ehrlichen Patrioten soviel Einfluss gewinnen, dass sie die Regenerierung des Landes in Angriff nehmen können.

Die Misere des Landes besteht heute in der Gewissenlosigkeit, mit der die regierende Klasse für ihren legitimen und illegitimen Vorteil sorgt, in dem Zudrang zu allen möglichen Beamtenpositionen und Sinekuren und in der leichtsinnigen Wirtschaft mit dem vom Auslande geborgten Gelde. Von den anderthalb Milliarden, die das Land heute schuldet, ist die Hälfte in die Taschen der Unternehmer und Beamten gerutscht, für die Bauernschaft aber hat man garnichts gethan. Andere Millionen verfaulen buchstäblich. Man hat einen Zentralbahnhof in Bukarest projektiert, die Pläne allein kosteten Hunderttausende, für Expropriationen wurden ca. 10 Millionen ausgegeben, seit 12 Jahren liegen aber Pläne wie der exproprierte Grund und Boden unter dem Staube, der schon ein Vermögen an Zinsen allein gefressen hat. Dreimalhunderttausend Francs wurden vor fünf Jahren für die Pläne eines Parlamentspalastes verausgabt, von dem derweil nicht mehr die Rede ist. Bukarest musste eine Fontaine lumineuse haben für eine halbe Million. Die Fontaine verfällt, kein Mensch kümmert sich mehr um sie. Der Bau einer Münzprägeanstalt kostete ca. eine Million, als Direktor wurde natürlich ein Parteigenosse des grade herrschenden Ministers versorgt, aber die Kupfermünzen werden noch immer im Ausland geprägt. Das Postpalais in Bukarest kostete 8 Millionen, die Beleuchtung und Heizung jährlich 200 000 Francs. Der gänzlich wertlose St. Georgs-Kanal bei Giurgiu, dessen deutsche Unternehmer in den Bankrott, Wahnsinn und Selbstmord getrieben wurden, hat drei Millionen verschlungen.

Man könnte die Liste der Budgetvergeudungen noch um ein Beträchtliches fortsetzen; das Angeführte aber genügt schon, um darzuthun, wie man mit dem geborgten Gelde haust. Doch wäre die Vergeudung im Lande nicht das ärgste. Wenn aber eine weltbekannte Tänzerin im Auslande von einem Mann, der sich als Patriot feiern lässt, eine Apanage bezieht, die nicht weit hinter der Zivilliste eines mittleren Fürsten zurückbleibt, so spürt das Land schon den Export, umso mehr, als der Fall durchaus nicht vereinzelt dasteht. Die fast durchwegs verkrachten Bojaren haben ihr Geld nicht im Lande verjuckt, sondern nach Paris und Monte Carlo getragen. Der griechische Wucherer, der sich ihre Notlage zu Nutzen macht, hat aber Besseres zu thun, als sein Geld in die rumänische Wohlfahrt hineinzustecken. Das böse Beispiel der Staatswirtschaft wirkt korrumpierend zurück auf die Privatwirtschaft, aus der sie — ein richtiger *circulus vitiosus* — entstanden. Es giebt keine öffentliche Moral. Ein Colonel, der wegen schlechter Waffenlieferungen nach dem Kriege zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden war, ist heute unbeanstandet Besitzer eines Theaters in Bukarest, selbstverständlich auch Grossgrundbesitzer. Ich will nicht sagen, dass nicht Beispiele von arger Korruption auch im Westen zu finden seien, oder dass man jenseits der Karpathen nur mit streng reellen Menschen zu thun hätte, aber bis zu der naiven Luderwirtschaft der Rumänen hat man es doch nirgends in Europa mehr gebracht.

Ein weiteres Uebel ist die arge Vernachlässigung der unteren Klassen. Rumänien musste seine Akademie der Wissenschaften haben — den glänzenden Cylindêr-hut — aber für Volksschulen und insbesondere für Dorfschulen hat man nur wenig Geld; sechzig Prozent der Bevölkerung sind Analphabeten, Muschiks voller Aberglauben und ohne wirtschaftliche Intelligenz. Die

Bauernbefreiung vollzog sich nur äusserlich; an eine innere Emanzipation dachte niemand, wohl aber wurde der Emanzipierte vom ersten Tage an mit einer Abgabenglast überbürdet, unter der er zusammenbrechen musste. Ein so optimistischer Beurteiler, wie der kgl. rumänische Generalkonsul G. Benger in Stuttgart, dessen Werk „Rumänien im Jahre 1900“ als offizielle Ausstellungsausgabe der rumänischen Regierung betrachtet werden kann, sagt im Anschluss an D. Creanga: „Der den Bauern zugedachte Besitz war zu klein bemessen. Von 500—550 000 Bauern, die befreit wurden, erhielten nur 400 000 Land und dies in einem so bescheidenen Ausmasse, dass ihre Arbeitskraft nicht voll beschäftigt war (mit anderen Worten zu wenig, um sich und ihre Familie zu ernähren. Anm. d. A.) Ein weiterer Nachteil des Gesetzes bestand darin, dass die den Grossgrundbesitzern zugebilligte Entschädigung zu hoch bemessen und die Summe zugleich mit den Steuern erhoben wurde, so dass es den Bauern sehr schwer, ja oft unmöglich war, eine so bedeutende Summe zu einer bestimmten Zeit auf einmal zu entrichten. . . .“ An die Erörterung all dieser Missstände dachte man erst, als die Missernte von 1899 die Schäden auf einmal blosslegte. Da hiess es dann (Benger S. 47) dass auch „für die Verbesserung der Viehrassen, für die Anlage künstlicher Wiesen, für die Verbesserung der Ackerkrume, für die Urbarmachung unbenützten Bodens, für Aufforstung, Flussregulierungen und Bewässerung zu wenig geschehe. Alle diese Unterlassungssünden haben im Verein mit einer lediglich auf den momentanen Gewinn bedachten Raubwirtschaft zusammengewirkt, die Missernte von 1899 grösser und fühlbarer zu machen, als das bei sorgfältiger Pflege des Bodens und einer alle Zweige der landwirtschaftlichen Produktion kultivierenden Wirtschaftsmethode der Fall gewesen wäre. Da zudem von der grossen Zahl der Landwirte keine

Ersparnisse zurückgelegt werden und die Pächter grösstenteils von der Hand in den Mund leben, so hat eine einzige schlechte Ernte hingereicht, um mit der Landwirtschaft das produzierende und konsumierende Element der Bevölkerung nahezu an den Bettelstab zu bringen.“ So zu lesen in einer offiziellen rumänischen Publikation, die an anderen Orten auch zugestehen muss, dass nicht eine einmalige Elementarkatastrophe wie die schreckliche Dürre des Jahres 1899 das Elend verschuldet, sondern dass es auf chronischen Uebeln beruht. (S. 209.) „Das Land hat seit Jahren in der Handelsbilanz ein Passivsaldo von jährlich 90 Millionen Franken. Im Privathaushalt ist das Ausgabenkonto und bei den verpachteten Gütern der Pachtzins in einer Weise hinaufgetrieben, dass sich eine Balance nur in guten Jahren erzielen lässt.“ Wenn das nicht Bankrotteur-Wirtschaft ist, dann ist Margers „Vie de Bohême“ ein nationalökonomisches Lehrbuch. In Wahrheit hat sich seit der Aufhebung der Leibeigenschaft fast nichts an der Lage des Landes geändert. Der Herr ist ein skrupelloser Verschwender geblieben, der Bauer noch heute ein frondendes Halbtier, das unter seinen Lasten zusammenbricht. Der Effekt der im Lande investierten Milliarden ist die (einzige produktive) Anlage der Eisenbahnen, im übrigen die Existenz einer respektablen Armee und eines weit weniger respektablen Heeres von Budget-Essern in allen möglichen Stellungen.

Das dritte Grundübel ist der „Geist der Chikane“, über den die ausländischen Unternehmer, die dem Lande von Nutzen sein könnten, sich beschweren. Das Gesetz, wonach der Verwaltungsrat aller Aktiengesellschaften seiner Majorität nach aus rumänischen Bürgern bestehen müsse, ist zwar seit ganz kurzem aufgehoben, es charakterisiert aber die Gesinnung, mit der man in Rumänien ausländische Unternehmer empfängt. Sie sollen kommen, aber von den Eingeborenen sich ausplündern lassen.

Was an „Trinkgeldern“ niederen und höheren Genres zu verausgaben ist, um Scherereien zu entgehen, genügt anderwärts für die halben Betriebskosten. Man ist, wie sich bei dem Vorgehen gegen die Zuckerfabriken erwiesen hat, erst leichtsinnig in dem Zugeständnis von Vorteilen, dann skrupellos in deren Annullierung. Kein Mensch ist sicher, dass ihm nicht morgen ein neues Gesetz die Existenzbasis unter den Füßen wegzieht. Die Erbauer des St. Georg-Kanals, die Deutschen Schultz und Scharbach, sind vollkommen ruiniert worden und elend untergegangen. Es ist keine Rechtskontinuität in dem Lande, dessen Politik ausschliesslich in der Versorgung einer Klasse besteht. Die mangelnde Rechtssicherheit hält aber naturgemäss das fremde Kapital fern, und so liegen die reichen Naturschätze des Landes ungehoben. Mit der engherzigen, argwöhnischen Profitpolitik hängt auch das Verhalten gegen die Juden zusammen, die man systematisch von der Erlangung der Bürgerrechte fernhält, unter dem Vorwande, dass sie der rumänischen Kultur ferneständen, wobei man das Aeusserste anbietet, um ihnen den Erwerb dieser „nationalen“ Kultur unmöglich zu machen. Das Ideal der Politik ist eine ausgiebige Rente für jeden Vollbürger, d. i. Angehörigen der oberen Klassen, womöglich mit dem Zusatz, dass er diese Rente im Auslande verzehren dürfe, während der Fremde und der Bauer frondet. Damit lässt sich kein Staatswesen zur Blüte bringen. Wenn Ungarn heute auch als Kulturstaat mit dem in vieler Beziehung ähnlichen Rumänien garnicht mehr verglichen werden kann, so verdankt es diesen Fortschritt der Weitherzigkeit, mit der es allen fremden Elementen die Assimilation erleichterte, insbesondere aber der Heranziehung der Juden, die geradezu als Kulturträger im Osten gelten können. Auch für den ungarischen Grundadel bedeutete diese Politik den Verzicht auf wertvolle Privilegien. Was aber die Klasse verlor, gewann die Nation, der Staat.

Wenn diesem Lande geholfen werden soll, ist eine gründliche Aenderung des ganzen Systems unumgängliche Voraussetzung. Der Geist der Obersten muss ein ganz anderer werden. Vor allem wäre die Pariser Bordell-Erziehung der jungen Männer zu ersetzen durch deutsche Schulung und auch der Leichtlebigkeit und Unwirtschaftlichkeit der Frauen könnte nur durch den Uebergang zum deutschen Erziehungssystem abgeholfen werden. Die geringschätzigte Abneigung gegen alles deutsche Wesen, aus welcher der französisierende Bojar kein Hehl macht, ist ebenso lächerlich wie empörend, obgleich nicht geleugnet werden soll, dass gar mancher der eingewanderten Deutschen durch die Leichtigkeit, mit der er sich der landesüblichen Luderwirtschaft anpasst und degeneriert, zu falschen Begriffen von der Natur des Deutschen Anlass geben mag. Doch gilt die Abneigung garnicht diesem im neuen Milieu verkommenden Einwanderer, der ja selten den besten heimischen Elementen entstammt. Sie gilt dem deutschen Wesen an sich, das nicht „elegant“ genug ist. Alsob die Rumänen zunächst nicht ganz andere Sorgen haben sollten, als die der gesellschaftlichen Eleganz! Von einem genauen Kenner des Landes habe ich zwar die seltsame Behauptung gehört, dass der Rumäne deutsche Schulung garnicht vertrage und mit derselben inneren Lüderlichkeit, nur vermehrt um Hypokrisie nach Hause zurückkehre. Aber der Versuch muss unter allen Umständen gemacht werden, ob der durch und durch dekadente Rumäne nicht in deutscher Zucht doch zu einem ernsten und soliden Menschen gemacht werden könnte. Gelingt dieser Versuch nicht, so ist die Oberklasse ohnehin rettungslos verloren.

Die nächste Aufgabe ist die Hebung des Bauernstandes durch Entlastung des Grundeigentums, weitere Parzellierungen des Grossgrundbesitzes und Urbarmachung neuer Gebiete bei Heranziehung eines modern

